

Kurzgeschichten

vom

Community Story Team

Inhalt und Anmerkungen

- S. 5: **Trommeln des Krieges** – von Jünger des Xardas
Berichtet von einem Ereignis aus der Zeit vor der Ankunft des Helden auf dem Festland und stellt einen neuen Charakter vor.
- S. 12: **Ein unheimlicher Gast** – von HerrFenrisWolf
Knüpft an "Trommeln des Krieges" an und zeigt, in welcher Situation man den dort vorgestellten Charakter im CSP antreffen wird.
- S. 14: **Ugo und die Sterne** – von HerrFenrisWolf
Eine Geschichte über das Bordell „Haus der Sterne“ aus der Zeit vor dem Auftauchen des Helden.
- S. 17: **Ärger mit den Söldnern** – von HerrFenrisWolf
Diese Geschichte beschreibt die angespannte Lage im Dorf von Faring und stellt einen wichtigen Charakter des CSPs vor.
- S. 21: **Ungebetene Gäste** – von Jünger des Xardas
Spielt ungefähr ein halbes Jahr vor Gothic 3 im „Schwarzen Korsaren“, einer für das CSP geschaffenen Kneipe in Ardea.
- S. 28: **Fesseln im Sand** – von HerrFenrisWolf
Ein neuer Charakter und seine Vorgeschichte, bevor man ihm im CSP begegnet, werden vorgestellt.
- S. 31: **Nacht der Langfinger** – von HerrFenrisWolf
Diese Geschichte beleuchtet ein Ereignis näher, das schon im ursprünglichen Gothic 3 erwähnt, im CSP aber weiter ausgebaut wird.

- S. 36: **Die Würfel sind gefallen** – von Jünger des Xardas
Diese Geschichte gibt dem Leser einen Einblick in das Leben und die Sitten der Waldläufer und stellt einige der Läufer aus Runaks Schar näher vor.
- S. 42: **Lagerfeuergeschichten** – von HerrFenrisWolf
Der Leser bekommt hier einige Gerüchte über einen wichtigen Ort im CSP zu hören, auf die auch in "Die Würfel sind gefallen" schon angespielt wurde.
- S. 45: **Die Jungs von Reddock** – von HerrFenrisWolf
Eine Geschichte über die Lage in Reddock und an der Küstenregion unmittelbar vor dem Eintreffen des Helden.
- S. 48: **Der schwarze Wolf** – von Jünger des Xardas
Diese Geschichte macht den Helden mit einem zentralen Charakter der Nordmar-Quests im CSP vertraut.
- S. 58: **Zunftstreitigkeiten** – von Jünger des Xardas
Über das Zunftwesen der Stadt Geldern.
- S. 66: **Auf verlorenem Posten** – von HerrFenrisWolf
Über eine geheimnisvolle Ruine in den Wäldern Myrtanas.
- S. 71: **Nachtschatten** – von HerrFenrisWolf
Zuben ist stets informiert über die Geschehnisse in Midland. Das verdankt er nicht zuletzt einem besonders mysteriösen Assassinen.
- S. 75: **Beweis der Tapferkeit** – von Jünger des Xardas
Die Beni Kayor brechen ihr Lager ab und folgen wieder dem Weg des Ewigen Wanderers. Und der jüngste Sohn ihres Scheichs träumt davon, seine Tapferkeit zu beweisen.

S. 84: **Zur tanzenden Fleischwanze** – von Jünger des Xardas
Über die Taverne von Trellis.

Trommeln des Krieges

Von Jünger des Xardas

BUMM. BUMM. BUMM.

Aram wälzte sich auf die andere Seite seiner Lagerstatt und zog sich die Decke über den Kopf.

Es half nichts.

Tatsächlich hatte er sogar das Gefühl, das Dröhnen der orkischen Kriegstrommeln wäre nun noch lauter. Seit Tagen hörte er schon nichts anderes mehr als das monotone Hämmern der orkischen Pranken auf den Trollhäuten, die sich über ihre mächtigen Trommeln spannten.

Es war Teil ihrer Belagerungstaktik. Über jeder Stadt, die in diesem Krieg gefallen war, hatte zuvor tagelang der Klang der Kriegstrommeln geschwebt. Es ging darum, Stärke zu demonstrieren und den Feind zu zermürben. Gleichzeitig war es wohl auch eine Art Anrufung des kriegerischen Aspekts des großen Geistes, wenn Aram dies richtig verstanden hatte.

Doch im Augenblick interessierte ihn das wenig. Den Orks selbst mochte das Trommeln aus unerfindlichen Gründen nichts ausmachen, er jedoch wünschte sich im Moment nichts sehnlicher, als dass sie die Burg endlich eroberten – nur damit dieses fürchterliche Hämmern aufhören und wenigstens für einen Moment Ruhe einkehren würde.

Er hörte ein Rascheln, als der Vorhang des Zeltes beiseite geschoben wurde, gefolgt von leisen Schritten. „Meister Moren?“ Aram hob den Kopf.

Ein Mann in einer weiten, schwarzen Robe ließ sich gerade auf einem Hocker nieder, dem einzigen Möbelstück im Inneren des Zeltes neben einem wackeligen Tisch. „Du solltest längst schlafen.“

Wenngleich er todmüde war, befand Aram, dass es sein Meister war, der Schlaf benötigte. Seine Stimme klang kraftlos, die ohnehin schon hohlen Wangen waren eingefallen und tiefe Falten zogen sich über die kahle Stirn.

„Was ist geschehen?“

„Das selbe wie letzte Nacht und wie in der Nacht davor. Sie starten gleich den nächsten Angriff. Und wir sollten beten, dass sie Erfolg haben. Ich werde sie nicht ewig hinhalten können.“

Aram schwieg. Dann, nach kurzem Zögern, hörte er sich selbst fragen: „Erlaubst du, dass ich hinausgehe und beim Sturm auf die Burg zusehe?“

Ein bitteres Lächeln huschte über die schmalen Lippen des alten Magiers. „Gelüstet es die Jugend so sehr nach dem Anblick von Leid und Tod?“

Unsicher blickte der junge Mann auf das Profil seines Meisters. Er fürchtete, etwas Falsches gesagt zu haben, doch schon hob dieser die Hand und machte damit eine Bewegung, als wolle er eine Fliege verscheuchen. „Nur zu, Junge, geh ruhig. Lass dich nicht vom Geschwätz eines alten Mannes irritieren.“

Aram nickte nur mit halb geöffnetem Mund. Dann griff er rasch nach seiner Robe, streifte sie sich über und schnallte sich den Gürtel um den Bauch, an dem die kleine Tasche hing, in der er seine Runen aufbewahrte. Rasch und ohne einen weiteren Blick auf Moren verließ er das Zelt. Er konnte nicht erklären, weshalb, doch in letzter Zeit fühlte er sich unwohl in der Gegenwart seines Meisters. Dies lag nicht an diesem selbst – im Gegenteil, Moren hatte ihn wie seinen Sohn behandelt und ihm allerlei beigebracht – es war wohl vielmehr seine Hilflosigkeit. Ja, sein Meister, der immer so stark, so unerschütterlich gewirkt hatte, erschien ihm mit einem Male furchtbar alt, ja gebrechlich. Aram wusste, was Moren dieser Tage belastet, und es war der Schmerz darüber, ihm

dabei keinen Trost spenden zu können, der ihm seine Gegenwart unerträglich machte.

Jäh wurden Arams Gedanken unterbrochen, als er aus dem Zelt trat. Er hatte es nicht für möglich gehalten, doch klangen die Trommeln nun um ein Vielfaches lauter. Aber das war nicht alles. Vor ihm tat sich eine Kulisse auf, die ihn vor Ehrfurcht erstarren ließ und ihm kalte Schauer über den Rücken jagte:

Gotha, Hochburg der Paladine, war hell erleuchtet von Hunderten von Fackeln. Am Rande des Hanges, der zur Burg hinaufführte, sammelten sich die Krieger. Aram hatte immer die Kraft, die Stärke bewundert, die von den Orks ausgingen und diese perfektionierte Ruhe, die sie während der Schlachten ausstrahlten. Wenn es eines gab, was dieses Volk konnte, so war es das Kämpfen. Eine Stimme hallte über das Tal, eine Stimme, welche selbst die mächtigen Kriegstrommeln übertönte. Auf dem alten Wachturm, der sich am Rande des Heerlagers erhob, stand Feldherr Varek der Große im Kreise seiner Berater und Elitekrieger und donnerte Befehle in der Sprache der Orks.

Arams Blick wanderte zum Himmel empor. Schwarz. Schwarz wie ihr Gott. Nicht ein Stern leuchtete unter der dicken Wolkendecke hervor. Jemand stieß unsanft mit ihm zusammen.

„Hey, steh hier nicht im Weg rum, wenn du dich schon nicht nützlich machst, Morra!“

Aram erschrak, als er aufblickte und in die grässliche und wutverzerrte Fratze eines Orks starrte, auf dessen Gesicht der Schein der Fackeln tanzte und sich mit der archaischen Kriegsbemalung zu einem grässlichen Bild vereinigte, wie der junge Magier es höchstens aus seinen Alpträumen kannte.

Doch schon wandte der Ork sein Gesicht wieder von ihm ab und rannte weiter, ohne den Menschen noch eines Blickes zu würdigen. Aram erkannte eine mächtige Armbrust in seinen Händen.

Mit einem Mal änderte sich der Rhythmus der Trommeln. Aram wusste, dass dies nur eines bedeuten konnte: Der Sturm hatte begonnen.

Schon sah er die Krieger den Hang hinaufrennen. Augenblicklich brach

ein Hagel aus Pfeilen über sie herein, der sofort durch die Armbrustschützen der Orks erwidert wurde. Die fünf mächtigen Katapulte, die die Orks am Rande der Belagerung aufgestellt hatten, begannen nun ebenfalls das Feuern.

Von Pfeilen durchlöcherte brachen die anstürmenden Orks zusammen und rollten den Hang wieder hinab, wobei sie ihre Kameraden mit sich rissen, um schließlich im Dunkel der Böschung zu verschwinden. Doch schon hatten die ersten Angreifer das kleine Dorf am Fuße der Burg erreicht und retteten sich hinter die schützenden Häuserwände.

Aram machte sich nichts vor. Auch die heutige Schlacht würden sie verlieren. Bis jetzt war der Krieg für die Orks gut verlaufen. Doch seit dem Fall Monteras hatte sich das Kriegsglück gewendet. Zwar waren die Myrtaner noch immer in der Defensive, doch bissen sich die Orks nun schon seit Monaten an den uneinnehmbaren Festen von Gotha und Faring die Zähne aus, ohne auch nur einen Meter an Boden zu gewinnen. Und ohne ein Wunder würde sich dies nicht ändern.

Die Rufe der Orks wurden lauter, als ausfallende Paladine ihnen entgegenstürmten und im Dorf vor der Burg ein wildes Gemetzel entbrannte. Ein Kriegshorn wurde irgendwo in Arams Rücken geblasen und vier Orksöldner stürmten an ihm vorbei auf den Abhang zu. Er wandte sich von der Schlacht ab und in die andere Richtung. Der Kampfeslärm schien mit einem Male anzuschwellen und wurde fast unerträglich. Aram beschleunigte seine Schritte, rannte am Ende fast, und blieb dann abrupt am Rande des Lagers stehen. Hier saßen Menschen an kleinen Lagerfeuern zwischen all den Zelten und Karren, von der tobenden Schlacht scheinbar unberührt. Es waren die Menschen, die jedes Heer in jedem Krieg begleiteten. Marketenderinnen und Wundärzte, Feldköche und Huren. Nein, zu ihnen würde er nicht gehen. Schon glaubte er, ihre lauernden Blicke zu sehen. Schon schien es ihm, als rückten die dunklen Gestalten an den Feuern bei seinem Anblick dichter zusammen.

Als die Orks gekommen waren, hatte er in ihnen die Erlösung von der langen Verfolgung gesehen. In Myrtana hatte es für Schwarzmagier nur

eines gegeben: den Tod. Ihr Orden war verfolgt worden und Meister Moren und sein Schüler hatten ihr Leben unter tief in die Gesichter gezogenen Kapuzen und in zwielichtigen Spelunken in den ärmsten Vierteln der Städte zugebracht – wenn sie sich überhaupt einmal unter Leute getraut hatten. Den Orks dagegen war egal, welchem Gott die Menschen huldigten, solange sie ihre neuen Herren nur anerkannten. In der Hoffnung auf eine neue goldene Zeit, eine Zeit der Freiheit, hatten Moren und Aram sich dem Heerwurm angeschlossen, der von Trelis gen Norden gezogen war. Sie hatten helfen wollen, den verhassten König zu stürzen, hatten sich mit den neuen Herren gutstellen wollen. Doch mittlerweile war Aram sich nicht mehr sicher, ob das Leben nun so viel besser war. Er mochte nun frei sein, doch für die Menschen war er noch immer ein Ausgestoßener, ein böser Hexer, der auf den Scheiterhaufen gehörte oder den man zumindest fürchtete. Das sah er in ihren Blicken.

Aram schüttelte sich. Ihm war plötzlich kalt. Noch immer kam ihm der Lärm der Schlacht grässlich vor. Er konnte ihn kaum ertragen und hätte sich am liebsten so weit wie nur irgend möglich von ihm entfernt. Stattdessen drehte er sich herum und kehrte zu ihrem Zelt zurück. Was hatte ihn überhaupt bewogen, es zu verlassen? War es die Flucht vor der Hilflosigkeit gewesen, die er in Morens Gegenwart verspürte? Er hatte das Zelt schon fast wieder erreicht, als er stockte. Ein halbes Dutzend orkischer Elitekrieger hatte das Zelt umstellt. Zwei von ihnen hielten seinen Meister fest und hatten ihm die Arme schmerzhaft auf den Rücken gedreht. Und der Ork, der da vor dem Zelt stand und den alten Schwarzmagier hasserfüllt anstarrte, war niemand geringerer als...

„Varek“, flüsterte Aram.

„Ich habe genug, Morra!“, wehte die Stimme des Orks zu Aram herüber. „Viermal hast du dich jetzt geweigert. Ich hätte dir schon beim ersten Mal das Genick brechen sollen! Als du darum batest, uns zu begleiten, hast du versprochen, deine Magie gegen unsere Feinde einzusetzen. Und nun muss ich sehen, dass du nichts als ein ehrloser Lügner bist, wie alle deines Volkes.“

„Das hier ist etwas anderes“, presste der Magier unter Schmerzen hervor.

„Was ihr vorhabt, ist Wahnsinn. Ihr könnt ihn nicht kontro...“

Die mächtige Pranke Vareks traf den Schwarzmagier mitten ins Gesicht.

Ein unangenehmes Knacken war zu vernehmen und Blut rann aus der mit einem Mal merkwürdig krummen Nase.

„Meister!“, brach es aus Aram heraus und er spürte, wie seine Lippen zitterten.

Varek wandte nur für einen Moment den Kopf. Für den Bruchteil einer Sekunde starrte Aram in seine kalten Augen. Dann richtete der

Kriegsherr seine volle Aufmerksamkeit wieder auf Moren. „Ich werde nicht weiter das Leben guter Krieger opfern, weil ein alter Morra nicht mutig genug ist, sein ganzes Wissen anzuwenden“, knurrte er. „Wir Orks nutzen im Krieg jede Waffe, die wir haben. Das hat uns stark gemacht. So haben wir euch dreckige Morras bis hierher zurückgedrängt.“

Mit einem Mal wurde der Vorhang des Zeltens beiseite geschoben und ein weiterer Ork trat nach draußen, gehüllt in eine schwere graue Robe.

„Hast du es gefunden?“, fragte Varek den Schamanen.

Dieser nickte bedächtig. „Ja.“ Er reichte dem Kriegsherrn ein dickes Buch, das Aram sofort als das Formelbuch seines Meisters wiedererkannte, aus dem er selbst so viel gelernt hatte. „Hier steht drin, wie wir ihn beschwören.“

Der Kriegsherr nickte zufrieden und ein leichtes Grinsen trat auf sein Gesicht, auf dem das flackernde Licht der Fackeln tanzte. „Damit has du keinen Wert mehr, Morra“, zischte er Moren leise zu, um dann laut an die Eltekrieger gewandt zu befehlen: „Ich will, dass er für seinen Verrat bestraft wird. Und dann hängt seine Leiche irgendwo auf, wo jeder sie sieht. Das soll den übrigen Morras eine Warnung sein!“ Während die Krieger grunzend dem Befehl nachkamen und mit Moren zwischen sich abzogen, machten auch Varek und der Schamane sich auf den Weg.

„Komm“, hörte Aram den Kriegsherrn noch sagen. „Jetzt rufen wir diesen Dämon und bereiten dem hier ein Ende.“

Die beiden Krieger führten Meister Moren nun direkt an seinem Schüler vorbei. „Meister!“, flüsterte dieser hilflos.

Der Magier hob leicht den Kopf. Noch immer lief Blut aus der gebrochenen Nase und tränkte die alten, spröden Lippen. „Verschwinde“, flüsterte er. „Nimm, was du von meinen Sachen tragen kannst, und dann verschwinde von hier.“

Die Orks zerrten Moren weiter und dann war er fort und Aram war allein. Einige Minuten stand er nur da und blickte seinem Meister, der ihm in den letzten Jahren wie ein Vater gewesen war, nach. Um ihn herum dröhnten die Kriegstrommeln der Orks.

Ein unheimlicher Gast

Von HerrFenrisWolf

Der Wirt zog misstrauisch die Augenbraue hoch, als der Bursche einen weiteren Krug von ihm verlangte.

Seit gut drei Stunden saß dieser Kerl nun schon im Wütenden Eber, der Kneipe von Montera, und ließ sich ein Bier nach dem anderen einschenken. Seine Kleidung war eindeutig die eines Magiers.

Jedoch sagte die Farbgebung der Robe über ihren Träger aus, dass es sich hier nicht um einen Priester Innos' oder gar Adanos' handelte. Nein, die Robe war zu dunkel für den Kreis des Feuers oder den des Wassers.

Der einzig mögliche Schluss, der sich daraus ziehen ließ, jagte jedem Anwesenden kalte Schauer über den Rücken.

Dieses Milchgesicht war ein Schwarzmagier, ein Diener des dunklen Totengottes Beliar.

Lang waren die Zeiten her, dass sich das letzte Mal ein Beliarpriester so offen im Mittelland hatte zeigen können.

Doch unter der Herrschaft der Orks gab es keine Paladine mehr, die Derartiges verfolgt hätten.

In Varant bildeten solche Gestalten inzwischen die Oberschicht, erzählte man sich.

Aber bei diesem Jungen handelte es sich ganz eindeutig um einen Mittelländer.

Der Wirt hatte die gesamte Zeit über, in der er diese Schenke ohne Unterbrechung betrieb, oft von Gerüchten über verstreute Beliarulte im

Herz des Reiches gehört. Und ausgerechnet in seiner Pinte hatte er nun den leibhaftigen Beweis – welcher sich noch dazu vor seinen Augen öffentlich betrank.

Was konnte einem Schwarzmagier solchen Kummer bereiten, dass er ihn mit Alkohol ertränken musste?

Waren Probleme, die man auf solche Art löste, nicht den gewöhnlichen Leuten vorbehalten?

Eine unbehagliche Vorstellung. Man konnte nur hoffen, dieser dunkle Priester würde sich bald aus der Stadt scheren und vor allem auch wegbleiben.

Vielleicht würde sich der Junge abfüllen und dann mit Hilfe der Gäste aus der Stadt tragen lassen.

Sich alle Mühe gebend, gelassen zu klingen, erhob der Wirt seine Stimme: „Verzeihung? Darf’s noch eins sein? Geht aufs Haus.“

Ugo und die Sterne

Von HerrFenrisWolf

„Schon eine Weile her, Langfinger!“, lachte Bertha ihm entgegen, nur um den Dieb wenig später herzlich zu umarmen. „Wie sieht’s aus? Wem hast du die schwer berappten Münzen diesmal aus der Tasche gezogen?“ Die Hausherrin war recht ungeniert, was Gespräche mit ihren Stammgästen anging und Ugo zählte zu den Gerngesehenen.

„Ach Bertha! Nein, ich komm’ doch gerade aus Kap Dun. Musste für Marik eine Botschaft übermitteln.“

„Kap Dun? Dafür warst du aber lange fort! Die Mädchen und ich wurden schon ganz krank vor Sorge. Ein Bursche wie du gehört nun wirklich nicht in die Wälder. Was wäre wenn ein Wildschwein über dich herfiel? Dein Gold würde uns doch hinten und vorne fehlen.“ Die Bordellchefin kicherte wie eine junge Magd während sie zwei Kelche unter ihrem Tresen hervorholte.

Dabei hatte der Dieb ihr Haus kaum betreten.

Bertha war schon eine Seele von Mensch. Dieses Weib konnte kratzig sein wie Trollpelz oder sanft wie Eiswolffell, aber es gelang ihr regelmäßig, sein Gaunerherz zu erweichen.

Als ihm die Puffmutter, etwas vom schweren Archolossier Tropfen einschenken wollte, winkte er sofort ab.

„Nun meine liebe Bertha, es hatte seine Gründe, warum mein Aufenthalt in Kap Dun ein wenig länger war. Die umliegenden Wälder oder das Meer hatten es mir sicher nicht angetan. Leute meines Schlages sind und

bleiben nun einmal Stadtmenschen, komme, was wolle.

Ich habe das Lagerhaus dieses grantigen Orkkriegers Urkrass ein wenig durchstöbert und bin dabei auf eine wahre Rarität gestoßen.“ Seinen Beutel öffnend lächelte Ugo schelmisch und holte eine eigene Flasche Wein hervor.

Berthas Augen glänzten beim Anblick des Etikettes im Kerzenschein, ihre Stimme zitterte: „Ein echter Khoriner! Wein aus dem dortigen Innoskloster. Einen solchen Tropfen habe ich schon sehr lang nicht mehr zu Gesicht bekommen.“

Die krakelige Unterschrift auf der Flasche bezeugte die Echtheit: Meister Gorax.

„Wie viel?“, von einem Moment zum nächsten wurde aus der Weinkennerin wieder eine knallharte Geschäftsfrau.

„Ach, meine gute Bertha, du musst gestehen, im Grunde ist dieses Stück unbezahlbar. Aber sagen wir mal, du erlässt mir für meine nächsten zwei Besuche einfach den Preis und dafür überlasse ich dir den Khoriner Tropfen.“

„Ugo, du lüsternes Schlitzohr!“, entfuhr es der Hausherrin: „Willst uns wohl über den Tisch ziehen? Ausgeschlossen! Mein Gegenangebot lautet wie folgt: Du zahlst bei den zwei nächsten Malen nur die Hälfte.“

„Abgemacht!“, schlug Ugo sofort ein. Mit Bertha zu feilschen, war ein aussichtsloses Unterfangen und er hatte bewusst mehr verlangt, als die Flaschewert war. Mit diesem Angebot konnte er mehr als zufrieden sein.

„Es freut mich doch immer, mit dir ins Geschäft zu kommen. Aber heute muss ich darauf verzichten, denn ich bin noch entkräftet von der Reise.“

„Ach was, entkräftet!“ Bertha klatschte in die fleischigen Hände. „Wo lässt es sich besser Erholen als in den Armen meiner Mädchen?“

Schon war eines der Mädchen auf Berthas Zeichen hin zu ihnen getreten und lächelte den Orksöldner verführerisch an. „Grüß dich, Ugo.“

Der Langfinger konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. Bertha kannte ihre Kunden und scheute sich nicht, ihr Wissen einzusetzen. Seine Schwäche für rote Haare war ihr nicht lange verborgen geblieben. Und dann diese Hüften! Nein, wenn Magdalena vor ihm stand, konnte er

einfach nicht „Nein“ sagen. Er seufzte, öffnete seinen Geldbeutel und bezahlte die zufrieden lächelnde Puffmutter. Dann ließ er sich von Magdalena bei der Hand nehmen und nach oben führen.

Ärger mit den Söldnern

Von HerrFenrisWolf

„Leute, glaubt mir doch endlich! Für heute hab' ich nichts mehr!“, flehte Flint die vier grimmig dreinblickenden Söldner an. Die Burschen kamen jeden Abend in seine Kneipe, tranken aus, was da war, und wurden ungemütlich. Besser gesagt: Sie wurden von Tag zu Tag etwas ungemütlicher. „Ihr Kerle sauft meinen Schnaps nun mal wie die Oger.“ „Quatsch nicht so blöd! Dahinten seh' ich doch ganz genau ein paar volle Fässer!“, ereiferte sich Spike. „Rück sie raus oder wir stopfen dich in eines der leeren und rollen dich die Straße runter!“

Lautes widerwärtiges Gelächter unter seinen Spießgesellen. Einer grölte: „Vielleicht schwitzt er das Fass dann ja wieder voll. Den Unterschied zu seiner Plörre würde man sowieso nicht merken. Das Zeug schmeckt doch eh wie Trollpisse.“

Schon fast winselnd versuchte der Wirt zu erwidern: „Die sind nicht für euch. Diese Fässer habe ich schon an den Wütenden Eber in Montera verkauft.“

Doch Spike ließ sich nicht beirren: „Interessiert uns 'nen Scheiß, was du denen in Montera versprichst. Sollen die doch durstig sein – wir sind hier in Faring; sozusagen die Elite. Wenn jemand auf keinen Fall auf dem Trockenen sitzen sollte, dann wir.“ Grinsend stützte er einen Ellenbogen auf die Theke und beugte sich vor. „Du willst doch, dass wir dich beschützen, wenn die Rebellen kommen? Du willst doch, dass wir es immer gut mit unserem Flint meinen? Also geh jetzt da rüber und mach

ein Fass von dem Schnaps auf, der nach Trollpisse schmeckt!“

Zustimmendes Grölen von allen Seiten.

„Wisst ihr, wieso das Zeug für euch nach Pisse schmeckt?“, kam es auf einmal von der Tür: „Weil ein Wirt, der bedroht wird, durchaus auf den Gedanken kommen könnte, seinen Peinigern in die Humpen zu pinkeln.“ Flint duckte sich weg, während die anderen Anwesenden ihre Köpfe geschlossen in Richtung des Eingang wandten. Draußen war es schon lange dunkel, denn die „Gäste“ pflegten stets bis Mitternacht zu zechen. In der Finsternis glomm nur ein winziger Funke Glut, während der beißende Geruch von Sumpfkraut sich langsam in die Schenke schlich.

„Na was haben wir denn da? Einen Komiker! Ich finde, du solltest hier zu uns reinkommen um zu wiederholen, was du gerade gesagt hast“, kläffte Spike in die Nacht hinaus.

Das Fünkchen Glut näherte sich, bald schon stand ein verdreckter Kerl in nietenbesetzter schwarzer Lederrüstung im Türrahmen, die Haare zerzaust, die Stiefel von Schlamm bedeckt, das Gesicht voller Dreck. Der Söldnerhaufen lachte: „Wusste ich’s doch, ’ne Witzfigur. Du Häufchen Elend spuckst ziemlich große Töne, so zerschlissen wie du aussiehst.“, scherzte einer.

Spike grinste nur sein fieses Grinsen.

Flint war absolut nicht wohl bei der Sache. Der Fremde steckte gerade mächtig in der Klemme. Die Orks scherten sich nämlich nicht darum, was ihre Söldner mit Landstreichern anstellten. Dazu kam, dass es sich bei Spike um den unangefochtenen Champion der kleinen Dorfarena von Faring handelte, jemanden also, dem man besser nicht ans Bein pinkelte. Doch die Gestalt im Türrahmen provozierte Spike auch noch weiter, während sie, den abgebrannten Krautstängel wegschnipsend, eintrat: „Na was denn? Ich hatte geglaubt, bei dem Lärm hier drinnen auf einen harten Burschen zu treffen. Jetzt sehe ich aber nur ein paar Großmäuler.“ Der Gladiator verzerrte wütend sein Gesicht und zog das Schwert, um auf den Fremden loszugehen: „Das hast du nicht umsonst ge-“ Eine Hand fuhr blitzschnell nach vorne und schloss sich um Spikes

Schwertarm. Schon traf ihn ein wuchtiger Tritt am Schienbein und ließ ihn das Gleichgewicht verlieren. Noch stand er aufrecht, doch nun folgte ein gerader Schlag gegen sein Kinn, der ihn endgültig von den Füßen riss.

„Schön zahm bleiben, Jungs. Ihr werdet jetzt euren Freund hier nehmen und abhauen, sonst schlaft ihr heute alle hier.“

Von einem Moment auf den anderen war keiner der Bande mehr so mutig wie noch zuvor. Sie taten, wie ihnen geheißen. Flint gab dem Reisenden unterdessen einen feuchten Lappen für dessen schmutziges Gesicht. Etwas Rubbeln, da erkannte der Wirt seinen neuen Gast: „Rabe! Hätte ich es wissen müssen. Keiner springt so mit Raufbolden um wie du!“

„Sagen wir mal, ich hatte heute einen echt miesen Tag, da kam mir dieser Bursche gerade recht. Schade, dass es kein Assasine war“, erklärte der Kopfgeldjäger lächelnd.

„Was ist denn schiefgelaufen?“

„Ach.“ Rabe winkte ab. „Ich hatte einen Paladin erwischt, bei Montera. Aber einer von diesen elenden Assassinen hat mir im Gebüsch aufgelauert, mich mit einem Giftpfeil betäubt und sich den Burschen geschnappt.“ Der Kopfgeldjäger lehnte sich gegen die Theke. „Wenn mich nicht alles täuscht, ist der Kerl nach Kap Dun unterwegs. Werd' morgen mal eine Nachricht an Bufford schicken. Mal sehen, ob ich wenigstens dafür sorgen kann, dass der Mistkerl keine ordentliche Belohnung bekommt.“

Flint nickte verständnisvoll. Er wusste um Rabes Abneigung gegenüber dem Wüstenvolk und wie die Assassinen den myrtanischen Kopfgeldjägern dieser Tage das Leben schwer machten. „Wofür eigentlich das Sumpfkraut?“, fragte er dann. „Wer das raucht, wird langsam im Kopf, wer wiederum langsam im Kopf ist, der lebt in diesen Zeiten für gewöhnlich nicht lang.“

„Gegen die Schmerzen. Außerdem hast du doch wohl gerade gesehen, dass ich nicht langsam bin.“

„Geh dich erst mal waschen! Wenn du ein wenig länger hier bleibst und

mir die Burschen vom Hals hältst, dann pennst du hier umsonst und säufst, sobald ich neuen Schnaps gebrannt habe, billiger als jeder andere Mistkerl!“

„Nichts lieber als das.“

Ungebetene Gäste

Von Jünger des Xardas

„Hier. Mehr haben wir leider nicht mehr.“ Mit entschuldigendem Blick überreichte Magda Jalena den alten Stofffetzen. Die Mottenlöcher waren groß genug, um die Finger hindurchzustecken. Und die ursprüngliche Farbe war diversen Grautönen gewichen. Fast schämte Magda sich, doch sie hatte die Wahrheit gesagt: Etwas anderes hatte sie nicht mehr. Die junge Magd bedankte sich bei der Wirtin mit einem schwachen Kopfnicken. Zu mehr war sie wohl nicht imstande. Kein Wunder. Das arme Ding war gerade erst angekommen und hatte auf seinem Weg nach Ardea genug durchgemacht.

Magda drehte sich um und bahnte sich ihren Weg zum Ausgang des großen Raumes. Der Boden des Schlafsaals war übersät mit alten Matten und Decken. Dicht an dicht drängten sich die Leiber der Flüchtlinge. Nur mit Mühe konnte sie über ein altes Ehepaar steigen, ohne der Frau auf die Hand zu treten. Sie kannte die beiden. Der Mann war Bauer auf der Straße nach Vengard gewesen. Jede Woche hatte er mindestens einmal in ihrem Gasthaus vorbeigeschaut. Nun lag sein Hof in Trümmern. Seine Felder waren niedergebrannt.

Mit Mühe zwängte Magda sich zwischen einem der Betten, die schon lange nicht mehr ausreichten, und einem zu dessen Füßen liegenden Mann hindurch, dessen Arm stark blutete. An seiner Seite, eingequetscht zwischen einem bereits schlafenden Knecht und einer Magd, die bedächtig aus ihrer Suppenschüssel trank, kniete Agathe. Magda zwang

sich zu einem aufmunternden Lächeln und nickte der Kräuterfrau freundlich zu. Doch diese bemerkte es nicht. Zu sehr war sie in ihre Arbeit vertieft. Gerade eben presste sie ein Heilkraut auf die blutende Wunde am Arm des Mannes. Magda schritt weiter, so rasch es in der Enge möglich war. Obwohl in den letzten Tagen viele Verwundete nach Ardea gekommen waren, hatte sie sich noch immer nicht an den Anblick gewöhnt.

„Wir sollten zurück. Wenn wir den Hof nicht bewachen, werden Banditen ihn niederbrennen.“

„Vater, sie haben unseren Hof schon niedergebrannt!“

Magda passierte einen steinalten Bauern, der dick in eine der wenigen Decken eingewickelt war und offenbar unter schwerem Fieber litt. Eine junge Frau kniete neben ihm und hielt seine Hand.

„Die Schweine müssen gefüttert werden!“

„Die Schweine sind weg, Vater“, versuchte die Frau unter Tränen zu erklären. „Die Banditen haben sie mitgenommen.“

„Banditen? Wir sollten zurück. Wenn wir den Hof nicht bewachen, werden die Banditen ihn niederbrennen.“

Die junge Frau schluchzte laut auf.

Magda biss sich auf die Lippen und schluckte schwer, während sie weiterging. Den Klos in ihrem Hals wurde sie dadurch nicht los. Dann, endlich, erreichte sie den Ausgang. Für einen Moment blieb sie stehen und atmete die kühle Nachtluft ein. Sie schloss die Augen und genoss die Ruhe, die an Ardeas hinterem Tor um diese Zeit herrschte. Für einen Moment gelang es ihr, das Elend aus ihren Gedanken zu verbannen. Doch dann rief sie sich zur Ordnung. Die Flüchtlinge brauchten sie. Sie musste sich zusammenreißen! Den Menschen dort drinnen ging es weit schlechter als ihr.

Schnell stieg sie die kurze Treppe an der Außenwand des Gasthauses hinab. Wenigstens lag kein Schnee mehr. Bald würde es Frühling werden. Und das war gut, denn sonst würden viele der Flüchtlinge bald schon erfroren sein. Doch wie sollten sie das kommende Jahr überstehen? Noch vor wenigen Wochen war die Küstenregion die

Kornkammer des Reiches gewesen, doch nun war das Land verheert, das Vieh gestohlen.

Magda erreichte die Tür zum Erdgeschoss. „Zum Schwarzen Korsaren“, verkündete das Schild darüber, das auch schon bessere Tage gesehen hatte.

Drinnen war auf den ersten Blick nichts von dem Elend zu sehen, das im oberen Stockwerk und in der ganzen Küstenregion herrschte. Auf den ersten Blick.

Auf den zweiten Blick stellte man fest, dass keine Bauern aus dem Umland hier waren, keine Krabbenfischer aus Kap Dun und auch keine Jäger, nur einige wenige Dorfbewohner. Auf den dritten Blick erkannte man die Angst und die Ungewissheit in ihren Mienen. Niemand wusste, was kommen würde. Nur, dass der König sie verlassen hatte. Für die Menschen in Ardea war die Frage nur, ob zuerst die Orks, die Banditen oder der Hunger, der sicher bald kommen würde, sie dahinraffen würden.

Sie warf ihrem Mann Wulf hinter der Theke einen Blick zu. In seinem Gesicht las sie ihre eigenen Gedanken: Als die ersten Flüchtlinge gekommen waren, hatte Hamlar die beiden Wirtsleute angewiesen, sie aufzunehmen. „Nur für ein, zwei Wochen.“ Und Jon, der Milizkommandant, hatte versichert: „Lord Hagens Männer werden diese Banditen zur Rechenschaft ziehen. Schon bald können die Bauern auf ihre Felder zurückkehren.“ Doch Wulf und Magda war beiden klar, dass die Flüchtlinge auch im Sommer noch bei ihnen leben würden. Und keiner von ihnen wusste, wie sie sie durchfüttern sollten.

Die Wirtin trat an den großen Topf hinter der Theke und füllte die Suppe, die darin köchelte, mit einer Kelle in mehrere Holzschalen, um sie nach oben zu bringen. „Suppe“ war ein Euphemismus, denn was sie ihren Gästen vorsetzten, war kaum mehr als heißes Wasser. Doch sie konnten sich nicht leisten, mehr Gemüse als nötig in den Topf zu werfen. Nicht jetzt, da es so schlecht um die Nahrungsversorgung stand.

Während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt war, fiel Magdas Blick auf einen Steckbrief an der Wand, der das Gesicht des ehemaligen Großbauern

zeigte. Jon hatte ihn dort aufgehängt. Sie wusste nicht, ob es seine eigene Idee oder die seiner Vorgesetzten gewesen war. Doch wer immer sich diesen Steckbrief ausgedacht hatte, war entweder sehr naiv oder sehr verzweifelt – oder beides. Die versprochene Summe hätte wohl all ihre Probleme auf einen Schlag gelöst. Aber niemand war wahnsinnig genug, sich mit Ortega und seinen Männern anzulegen.

Seit die Orks mit ihren Schiffen an der Küste gelandet waren, war der Großbauer durchgedreht. Zwar hatten Lord Hagen und seine Männer den orkischen Angriff zurückschlagen können, doch waren viele der kleineren Höfe dabei zerstört worden und Ortega hatte viele Pächter verloren. Angeblich hatte er beim König persönlich Truppen zur Bewachung seiner Felder angefordert. Doch dieser hatte stattdessen auch noch Knechte Ortegas als Soldaten an die Front geschickt. Ortega hatte daraufhin verkündet, dass er sich dem König nicht länger verpflichtet fühle und selbst den Schutz der Küstenregion garantieren würde.

Angeblich hatte er sogar das unabhängige Königreich Tymoris ausgerufen und sich selbst zum Herrscher der Küste erhoben. Anstatt sie jedoch zu beherrschen und zu beschützen, war er mit seinen Knechten in die Berge geflohen. Gemeinsam mit einigen Deserteuren überfielen diese Banditen nun die Bauern und plünderten auch jene Höfe, die den Orkangriff überstanden hatten. Hagen jedoch war kein zweites Mal gekommen. Der Kampf gegen Banditen erschien dem König nicht wichtig genug, nun, da Montera gefallen war und die Orks vor den Toren der Küstenregion standen. Allein die völlig überforderte Miliz schützte sie noch mehr schlecht als recht vor Ortegas Männern.

Die drei Gestalten, die das Wirtshaus betraten, rissen Magda jäh aus ihren Gedanken. Es waren Fremde. Das allein war in diesen Zeiten, da keine Reisenden oder Jäger mehr unterwegs waren, noch Schiffe auf der Fahrt nach Vengard bei Ardea anlegten, wie sie es früher getan hatten, schon seltsam genug. Doch diese Fremden wären sogar in der Glanzzeit des Schwarzen Korsaren aufgefallen.

Als erstes fiel Magdas Blick auf den glatzköpfigen Hünen mit dem dichten schwarzen Bart und den buschigen Augenbrauen. Kaum hatte er

sich von dem unheimlichen Gesicht gelöst, glitt er hinab zu dem schweren Streitkolben auf dem Rücken des Mannes.

Ihre Augen, die sich geweitet hatten, während ihr Magen sich im Gegenzug verkrampft hatte, wanderten zu der Gestalt auf der linken Seite. Ein eher kleiner, schlanker Mann, dessen Degen ebenso gut zu seinem Äußeren passte, wie der Streitkolben zu dem seines Begleiters. Das weiße Hemd, die dunkle Weste, der leicht ramponierte Dreispitz und der aufwändig geflochtene Bart verliehen ihm eine Mischung aus verwegener Eleganz und exotischer Exzentrik.

Und schließlich war da der mittlere der drei. Er wäre wohl der unauffälligste in dieser Gruppe gewesen, hätten sie sich in Varant befunden. Doch sie waren nicht in Varant. Sie waren in Ardea. Und hier waren krumme Säbel und gebräunte Haut kein alltäglicher Anblick. Die seltsame Gruppe hielt direkt auf die Theke zu. Magda blinzelte zu ihrem Mann hinüber und sah aus dem Augenwinkel, dass dieser wie versteinert hinter dem Tresen stand. Zu ihrer Erleichterung löste er sich aus seiner Starre und fragte, wenn auch mit etwas höherer Stimme als sonst: „W-was kann ich euch anbieten?“

„Rum“, brummte der Hüne.

„Du hast wohl keinen Kaktusschnaps, mein myrtanischer Freund? Natürlich nicht“, beantwortete der Varantener seine Frage selbst in einem Tonfall, als könne nur ein Narr solch eine Frage stellen. „Nun, dann wird es wohl etwas myrtanischer Schnaps tun müssen. Ich nehme an, du nimmst dasselbe, Magister?“ Der letzte Satz war an den dritten Mann gerichtet gewesen.

Dieser nickte. „Positiv.“

Mit einer ihm sonst völlig fremden Eile kam Wulf der Bestellung nach. Magda merkte erst jetzt, dass die Schüssel, die sie gerade noch mit Suppe befüllt hatte, bereits überlief. Rasch tat sie die Kelle in den Kessel zurück, stellte die Schale ab und wischte ihre Hand an der Schürze sauber. Die Flüchtlinge warteten sicher auf ihr Essen, doch sie konnte jetzt nicht gehen. Sie hatte das Gefühl, dass ihr Mann sie brauchen würde. Zudem hatte sie viel zu viel Angst, um sich von der Stelle zu bewegen oder gar

an den drei Fremden vorbei zum Ausgang zu gehen.

Längst wusste sie, wer ihnen hier die zweifelhafte Ehre erwies. Und Wulf wusste es sicherlich auch. An der ganzen Küste kannte man die Steckbriefe dieser drei und ihrer zahlreichen Kameraden.

Piraten waren sie. Piraten, deren Namen in Ardea und Kap Dun jedes Kind kannte: Moeller, genannt Hautot, Shaid, genannt der Scheich, und Goetke, genannt der Magister.

Mittlerweile hatten die drei, wonach sie bestellt hatten, und führten fast synchron die Krüge an die Lippen. Hautot leerte seinen in einem Zug. Sein varantenischer Mannschaftskamerad ließ sich mehr Zeit. Und Goetke setzte seinen schon nach einem Zug ab. Mit angewidertem Gesicht sagte er: „Miserables Destillat.“

Deutlich sah sie ihren Mann bei diesen Worten zusammenzucken. Seine Augen blitzten zu dem Degen des Piraten. Doch Shaid machte eine beruhigende Handbewegung. „Hab keine Furcht, Vater der Sorge, wir sind nicht deinetwegen hier.“

Goetke nickte. „Unsere Präsenz mag beunruhigend sein, ist aber nur temporär.“

Schweigend lehnten die drei Männer an der Theke. Während Moeller Wulf durchdringend anstarrte und der Magister ins Leere schaute, ließ Shaid seinen Blick durch den Raum schweifen. Für den Bruchteil einer Sekunde musterte er auch Magda. Obwohl er seine Augen sofort weiterwandern ließ, spürte sie einen kalten Schauer ihren Rücken hinunterlaufen. Dieser Varantener wirkte so völlig anders als jeder andere Pirat. Etwas Melancholisches lag in seinem Blick. Etwas, das so gar nicht zu einem Seeräuber passen wollte. Und das war es, was ihn so unheimlich machte, selbst neben den beiden anderen Männern.

„Ich supponiere, dass es hier einen Mann namens Marlo gibt?“, meldete sich Goetke zu Wort.

„Marlo? Ich kenne keinen Marlo!“, antwortete Wulf hastig, während er sich mit einem Lappen über die Stirn wischte, den er gewöhnlich zum Reinigen seiner Humpen nutzte.

„Der inkriminierte Herr ist im Handelsgewerbe tätig und hält sich hier in

Tymoris auf.“

„I-ich w-weiß wirklich nicht...“

„Lass gut sein, Magister“, brummte Moeller. „Zeitverschwendung.“

„Vielleicht kennst du ja jemanden, der uns weiterhelfen könnte“, mischte der Scheich sich ein. „Jemanden, der ebenfalls... Händler ist.“

„Ähm... da... da ist Garvin. Er... er verwaltet das Lagerhaus. Direkt links neben der Tür. Er...“

„Danke, Sohn der freundlichen Auskunft. Das genügt uns.“ Shaid winkte seine beiden Kumpanen hinter sich her und gemeinsam verließen sie den Schwarzen Korsaren.

Es dauerte einen kurzen Moment, ehe Magda sich wieder bewegen konnte und sich ihre Haltung langsam entspannte. Sie trat an ihren Mann heran und drückte ihm die schwitzende Hand. „Jetzt auch noch Piraten“, murmelte Wulf.

Ja, jetzt auch noch Piraten. Bisher hatten sie alle geglaubt, die orkische Galeeren hätten wenigstens ein Gutes und hätten die Küstenregion zumindest von dieser Geißel befreit.

Als Magda einige Minuten später mit einem halben Dutzend Schalen voller Suppe nach draußen trat, um sie den Flüchtlingen zu bringen, sah sie die Seeräuber vor dem Lagerhaus stehen und mit dem sichtlich verängstigten Lagermeister sprechen.

„Die Mine im Wald“, hörte sie Garvin sagen. „Dort hat er sich versteckt und wickelt jetzt seine Geschäfte ab.“

„Reddocks altes Versteck?“ Shaid strich sich versonnen durch den Bart. „Ich dachte, das wäre seit dem großen Krieg mit meiner Heimat verlassen.“

„War es auch. Aber ich sage euch, er ist dort!“

Magda beschleunigte ihre Schritte. Sie wollte sich gar nicht ausmalen, was ihr blühte, wenn die Piraten sie beim Lauschen erwischen würden. Sie seufzte, als sie die Treppe zum Schlafsaal hinaufstieg und blickte sorgenvoll zum Horizont. Die Orks waren nicht mehr weit entfernt, der Großbauer plünderte die Höfe aus, und nun waren auch noch die Piraten zurückgekehrt. „Innos, was soll nur aus uns werden?“

Fesseln im Sand

Von HerrFenrisWolf

Finsternis hatte die Dünen von Varant wie ein dunkler Vorhang eingehüllt. Außerhalb der Städte erhellten nur noch einige Feuer in den Lagern der Handelskarawanen und Nomadensippen wenige Oasen. In einer solchen, abgelegen zwischen vom Sand halb verwehten Ruinen, befand sich ein Mann, der im Begriff war, sich seine verlorene Freiheit zurückzuholen.

Mit konzentrierter Miene saß Plissken an eine Zeltstange gelehnt im Lager seines neuen Herrn. Um ihn herum schliefen die anderen Sklaven auf einfachen Stoffmatten. Keiner von ihnen ahnte, dass einer ihrer Mitgefangenen kurz davor war, zu fliehen. Vorsichtig durchtrennte Plissken langsam die Lederfesseln, welche ihn festhielten, mit einer scharfen Tonscherbe. Sein verbliebenes Auge hatte er wachsam auf den Zelteingang gerichtet. Während die anderen Gefangenen sich ihrem Los ergeben und in einen unruhigen Schlaf verfallen waren, hatte er den Sand abgetastet, bis ihm jene Scherbe zwischen die Finger gekommen war.

Als das spröde Leder seiner Fesseln schließlich nachgab, erhob sich der Einäugige, streckte sich. Viel zu lang hatte er in dieser unbequemen Position verharren müssen. Als die Barriere gefallen war, hatte er sich geschworen, nie wieder ein Gefangener zu sein. Doch das Schicksal hatte es nie gut mit ihm gemeint und ihm mehr als nur einmal übel mitgespielt. Erst hatte es ihn in die Barriere gebracht, dann hatte es ihm

durch die Hand von Gomez' Gardisten eines seiner Augen geraubt. Zu guter Letzt waren es schließlich die Orks gewesen, welche Plissken eingefangen hatten, kaum, dass die Barriere gefallen war, und ihn als Handelsware an ihre Verbündeten, die Assassinen in Varant, verkauft hatten. Doch jene Zeiten waren endgültig vorbei. Dieses Mal würde er lieber sterben, als sich noch einmal in Ketten legen zu lassen, dachte der ehemalige Bandit wild entschlossen.

Bedächtig einen Fuß vor den anderen setzend, schlich sich Plissken in Richtung Ausgang.

Draußen konnte er bereits den Wüstenwind heulen hören. Doch dieser pfiß offenbar zu laut, denn einer der anderen Gefangenen erwachte plötzlich. In seiner Bewegung innehaltend, blickte Plissken seinen Entdecker an, während er den Kopf schüttelte um dem ausgemergelten Burschen zu verstehen zu geben: „Bau jetzt bloß keine Scheiße.“ Ohne Erfolg; der Sklave begann zu kreischen: „Alarm! Der Neue mit der Augenklappe will fliehen!“ So etwas hatte Plissken bereits befürchtet. Die Sklaven hier waren von den Assassinen völlig gebrochen worden, vereinnahmte Diener ihrer neuen Herrn.

Keine Sekunde später stürmte eine Wache mit gezogenem Säbel durch die Öffnung in der Zeltplane. Sie musste vor dem Eingang Wache gehalten haben. Plissken duckte sich ab und schleuderte dem Angreifer eine Hand voll Wüstensand in die Augen. Er war niemand, der etwas von Ehre hielt. Wer fair kämpfte, hatte schon verloren. Schnell setzte er nach, um der Wache mit den flachen Händen kräftig auf die Ohren zu schlagen. Sein Gegner war damit fürs erste blind und taub, also keine Gefahr mehr. Doch jemand, der in der Barriere gelebt hatte, ging immer auf Nummer sicher, also packte Plissken die Waffe seines Angreifers und versetzte ihm mit dem Knauf einen Hieb zwischen die Schultern, der ihn ins Land der Träume schickte.

Ohne auch nur eine weitere Sekunde zu verschwenden, rannte Plissken nach draußen und sprintete zu einer Ruinenmauer, die nur wenige Schritte vom Zelt entfernt lag. Mit dem Rücken zur Wand stehend, erwartete der entflohene Gefangene zwei weitere Schergen des Händlers,

die von Norden heranstürmten. Die beiden waren wohl eben noch Patrouille gelaufen. In der rechten Hand den Säbel, hob der Einäugige mit der linken eine Fackel aus ihrer Verankerung in der Mauer neben sich, um sie im nächsten Moment gegen seine Feinde zu schleudern. Den Wachen gelang es zwar, auszuweichen, doch Plissken nutzte ihre kurze Ablenkung. Ein schneller Streich mit dem Säbel öffnete der rechten Wache die Kehle. Bevor deren Gefährte reagieren konnte, rammte Plissken diesen mit der Schulter und brachte ihn so ins Straucheln. Keinen Atemzug später er packte den Wächter am Kopf und rammte ihm sein Knie ins Gesicht. Das unangenehme Knacken verriet dem ehemaligen Banditen, dass er die Nase seines Feindes gebrochen hatte. Doch dieser Gegner war hartnäckig. Mit schmerzverzerrtem Gesicht versetzte er Plissken einen verzweifelten Hieb mit dem Schaft des eigenen Säbels. Ein metallischer Geschmack breitete sich im Mund des Haudegens aus. Blutspuckend machte er noch einmal einen Satz nach vorn und trat dem zähen Gegner mit voller Härte zwischen die Beine, woraufhin dieser vor Schmerz aufschrie und zu Boden sank. Mit einem letzten Hieb seines Ellenbogens sorgte der vormalige Bandit dafür, dass auch dieser Wächter frühestens in einigen Stunden wieder aufwachen würde.

Plissken dankte dem Wind für sein lautes Heulen. Wäre er nicht gewesen, hätte der Kampflärm vermutlich längst die übrigen Wachen auf den Plan gerufen.

Dennoch galt es sich zu sputen. Ein letztes Mal wandte sich der Einäugige dem Zelt zu und zischte dem Sklaven, der ihn verraten hatte, zu: „Du solltest beten, dass du mich nicht wieder siehst!“

Dann verschwand er in Richtung Süden, der Küste entgegen, in die finstere Wüste. Den Säbel hatte er fallen lassen – überschüssiges Gewicht würde ihn auf der Flucht nur behindern.

Plissken würde rennen, so weit ihn seine Füße tragen konnten. Nie wieder sollte jemand ihn in Fesseln schlagen, kein Ork und auch sicher kein Mensch!

Nacht der Langfinger

Von HerrFenrisWolf

Etwas Gutes hatte die momentane Herrschaft der Orks, grübelte Lares, während er den Wehrgang mit pflichtbewusster Mine auf voller Länge abschrift. Zu den Zeiten der Feuermagier hätte er es nicht gewagt, sich den Kostbarkeiten im Inneren des Tempels zu nähern. Magier waren recht paranoid, wenn es um ihre Tempelschätze ging. Manch unglücklicher Novize war dazu verdonnert worden, tagelang stoisch vor Reliquien zu wachen. Da hätte man selbst schon Zauber beherrschen müssen, um Beute zu machen.

Zwei Orks kamen Lares entgegen, ihre gewaltigen Kampfäxte lässig auf den Schultern tragend. Der Wachwechsel, auf den der Dieb gewartet hatte, war also im Gange. Die Krieger ignorierten den Gruß, den er ihnen im Vorbeigehen zuwarf, und stiegen von der Mauer herab.

Keine der Orkwachen störte seine Anwesenheit hier oben, denn die letzten Tage war Lares jeden Abend zum Wachwechsel im Wehrgang erschienen, um Patrouille zu laufen. Jedenfalls hatte er sie das glauben lassen, solange bis sie sich an ihn gewöhnt hatten. Mit den Milizsoldaten zu Zeiten der Magier wäre diese Art der Finte unmöglich gewesen.

Damals wäre er ohne einen schriftlichen Befehl wahrscheinlich direkt von der Mauer geflogen. Ganz abgesehen davon, dass er sich aus Prinzip niemals freiwillig einen Waffenrock der Miliz angezogen hätte. Mit der Rüstung eines Orksöldners sah es da schon ganz anders aus. Zumal die meisten Orks ohnehin kein Auge für ihre Söldner hatten – für sie sahen

bis auf wenige Ausnahmen Menschen einfach gleich aus.

Lares war inzwischen am Ende des Wehrgangs angelangt. Hier mündete die Mauer in eine hochgelegene Grünfläche, die früher sicherlich der Kräutergarten des Tempels gewesen sein musste. Von dort aus gedachte er, über den unbewachten Seiteneingang Zutritt zum Gotteshaus zu erhalten.

Er selbst hatte dafür gesorgt, dass die zweite Schicht der Wache an diesem Zugang heute nicht zum Dienst antreten würde. Während seiner vorgetäuschten Patrouille hatte sich der Langfinger geflissentlich die Dienstpläne der Wachposten eingeprägt. Dem Seiteneingang war um diese Zeit nur ein einzelner Orkkrieger zugeteilt. Um ihn auszuschalten, hatte Lares nur seine Trinkfestigkeit infrage stellen und ihn so bei seinem Stolz packen müssen. Am Ende hatte der Wachposten sich überschätzt. Stollengrollen konnte selbst einen Ork umhauen.

Für heute Nacht sollte ein immenser Kater es dem Krieger unmöglich machen, auf seinem Posten zu erscheinen. Der ehemalige Bandit hatte heute Abend also freie Bahn.

Sich duckend, durchquerte er den Eingang und passierte das Schlafgemach der Schamanen. Dabei ging er gänzlich lautlos zu Werke, so dass allein ihr Schnarchen den Raum erfüllte.

Mit einem kurzen Blick durch die Tür zum Hauptgang versicherte sich Lares, dass die Luft rein war. Normalerweise durchquerte eine einzelne Wache den Hauptkorridor zwischen Eingang und Saal. Der Dieb hatte fest damit gerechnet, im Rücken dieser vorbeizuschlüpfen. Doch da war niemand. Vor dem Tempel allerdings veranstaltete eine Gruppe Sklaven Tumult, indem sie aufeinander einschlugen. Offensichtlich waren die Tempelwachen dort gebunden. Eine nette Ablenkung, die sich jedoch als zweischneidiges Schwert für Lares erweisen konnte. Sobald der Tumult die Schamanen wachrütteln würde, wäre sein Fluchtweg abgeschnitten. Andererseits konnte er hier nicht einfach abbrechen. Sein Ziel lag viel zu nah, denn er hatte nicht vor, planlos in den Tempelgütern zu wühlen, sondern es fest auf die sechs goldenen Schalen der Alchemisten abgesehen. Zu Zeiten des Königs waren diese Schalen einst in ganz

Geldern verteilt gewesen. Es handelte sich um Auszeichnungen für die besten und einflussreichsten Alchemisten der Stadt. Nun hatte er die Chance, die komplette Sammlung auf einmal zu stehlen, denn die Orks hatten sie alle in den Tempel bringen lassen.

Mit zügigen Schritten näherte sich der Dieb dem großen Saal, in dem der Schamane Grok tagsüber residierte. Merkwürdigerweise lag der gesamte Raum gänzlich abgedunkelt vor ihm, keine brennende Kerze oder entzündete Feuerschale. Seine Augen mussten sich erst an den Umstand gewöhnen. Allein einige wenige Sterne, die nicht vom Wolkenvorhang verdeckt waren, erhellten den Saal ein wenig, denn die Tempeldecke war an den Seiten offen.

Die ganze Sache wurde Lares immer suspekter. Er blieb geduckt und bewegte sich in einem Bogen auf die Kommode zu, auf der laut seinen Informationen von einem Sklaven, der dort zum Fegen eingeteilt war, die Schalen stehen sollten. Da fiel es dem Langfinger auf. Hing da etwa ein Seil von der Decke?

Kaum hatte er das Seil bemerkt, sah er es: Das goldene Blitzen einer Schale, die für einen kurzen Moment das Licht reflektierte, als sie bewegt wurde. Vor der Kommode zeichneten sich die kauernenden Umrisse einer Gestalt in Umhang und Kapuze ab, die offensichtlich gerade die von ihr zur Beute auserkorenen Schalen aus dem Tempel entwendete.

Unwillkürlich entfuhr Lares ein verdutztes Schnauben. Die Gestalt hielt inne und wandte sich ihm zu.

Der Tumult durch die sich prügelnden Sklaven war abgeklungen.

Da brach das Licht des Vollmonds gleißend silbrig durch die Wolkendecke. Einen gefühlt quälend langen Moment musterten sich beide Diebe gegenseitig. Verblüffend schnell hatte der Fremde einen Dolch gezogen, um nun gleich einer Raubkatze den Raum zu durchqueren. Natürlich musste dieser fremde Dieb Lares für eine Wache der Orks halten, die es in diesem heiklen Moment zu überrumpeln galt. Vom Tumult vor dem Tempel war indes nichts mehr zu hören, stattdessen näherten sich langsam die Stimmen ungehalten klingender Orks.

Ohne den Dolch des Fremden aus den Augen zu lassen, schlich der ehemalige Bandit rückwärts, sich einer Säule in seinem Rücken nähernd, hinter der er sich den Blicken aus dem Korridor zu entziehen suchte. Der Fremde tat es ihm mit nur einem Herzschlag Verzögerung gleich. In der von Lares abgewandten Hand hielt er noch immer den Beutel mit den Schalen. Lares wisperte ihm zu: „Nimm die Waffe runter! Ich bin aus dem selben Grund hier wie du. Ich bin ein Dieb wie du.“

Die Gestalt entspannte sich ein wenig, während sie zurückflüsterte: „Dann beweise es! Ich muss sicher sein.“

„Nimm mich mit und wir teilen uns die Schalen“, antwortete Lares hastig, sich nun zum Seil bewegend. Die Orks kamen inzwischen schon durch den Korridor.

Ohne mit der Wimper zu zucken, stieß der Fremde Lares vom Seil weg in ein krachend umstürzendes Regal, wobei er ihm zuzischte: „Falsche Antwort.“ Dann versuchte er selbst, das Seil zu erklimmen, doch jetzt war es an Lares, die eigene Haut zu retten. Die Orks im Korridor hatten den Krach bemerkt und rannten brüllend zum Saal. Es gelang Lares, die Tasche des Diebes zu packen und sie ihm zu entreißen. Dabei bekam er jedoch einen Stiefeltritt ins Gesicht ab. Scheppernd ging Lares mit den Schalen zu Boden, dabei rief er: „Hier her! Der Dieb entkommt!“

Ab da ging alles sehr schnell.

Einen Atemzug später packte einer der Orks seinen Arm und riss ihn förmlich zurück auf die Beine. Die restlichen nach oben spähenden Krieger konnten nur noch sehen, wie der fremde Dieb das Seil durchtrennte und übers Dach in die Dunkelheit verschwand. Wie von Zauberhand loderten Flammen in allen Feuerschalen auf, Wachen stürmten wieder nach draußen, versuchten den Schurken abzufangen. Überall schrieten Orks sich Befehle entgegen. Jemand hob die Schalen auf. Lares dröhnte der Schädel, der Tritt hatte ihn ganz ordentlich erwischt. Vor ihm stand der oberste Schamane Grok, zusammen mit dem Anführer der Krieger Nemrok. Während Grok Lares nur forschend ansah, verhörte Nemrok den vermeintlichen Orksöldner: „Was machst du hier drinnen, Söldner? Was ist hier geschehen?“

„Als draußen der Tumult ausbrach, sah ich auf dem Tempeldach einen sich bewegenden Schatten. Ich dachte, ich sollte der Sache besser nachgehen und stellte hier drinnen schließlich einen Dieb. Er konnte entweichen, aber ich habe ihm vorher seine Beute abnehmen können.“

„Wieso hast du die Tempelwachen nicht alarmiert?“

„Die waren doch beschäftigt. Außerdem wollte ich keinen falschen Alarm auslösen, wenn doch nichts gewesen wäre.“

Nemrok schien zufrieden, Grok jedoch machte weiterhin einen misstrauischen Eindruck. Sie berieten sich eine Weile auf Orkisch. Wie ihnen der Langfinger so zuhörte, klang es für ihn, als würden sie seinen toten Körper gleich zu den Paladinen vors Stadttor hängen. Er hasste es, wenn er keine Gelegenheit hatte, seinem Gegenüber in die Karten zu sehen.

Da klopfte Nemrok mit seiner gewaltigen Pranke Lares plötzlich auf die Schulter, um ihn für seinen Einsatz zu loben: „Es ist deinem Eingreifen zu verdanken, dass nichts gestohlen wurde. Geh, lass dir von Samuel den doppelten Sold auszahlen! Richte ihm aus, dass wir die Wachen in und um den Tempel mit unseren Kriegern verstärken werden. Seine Söldner sollen deren Aufgaben draußen in der Stadt übernehmen.“

Lares nickte nur, dann verließ er den Tempel. Es war für ihn kaum zu fassen, dass er dieses Debakel tatsächlich überlebt hatte. Damit stand jedoch fest, dass er sich vom Tempel würde fernhalten müssen. Dennoch würde er die goldenen Schalen nicht aufgeben. Nach diesem Abend mehr denn je kreisten seine Gedanken darum, die Schalen der Alchemisten in die Finger zu bekommen.

Die Würfel sind gefallen

Von Jünger des Xardas

„Bei Innos! Schon wieder eine Sechs?“ Pavel stand die Überraschung ins Gesicht geschrieben.

„Scheiße!“, schimpfte Falk. Er riss sich den Geldbeutel vom Gürtel und pfefferte ihn auf den Tisch. „Ich bin raus.“ Wütend stapfte der Jäger nach draußen.

Grinsend nahm Alea den Beutel und hängte ihn sich an den eigenen Gürtel. „Ich hoffe, das gilt nicht für den Rest von euch. Ich verdroppele den Einsatz – wer ist dabei?“

Pavel schnaubte resigniert. „Du beraubst uns!“

Alea zuckte mit den Schultern. „So läuft das Spiel. Und ohne Risiko würd's doch keinen Spaß machen. Tröstet euch, Freunde, ihr wisst doch, Pech im Spiel, Glück...“

„Du betrügst.“

Das Lächeln verschwand aus Aleas Gesicht. Auch Pavel verstummte und spannte sich merklich an. Die Augen der beiden richteten sich auf Lukjan, der mit verschränkten Armen an der Ecke des Tisches saß. Schnell fing Alea sich wieder. „Jetzt kränkst du mich! Schön, ich habe eine Glückssträhne. Aber mir gleich Betrug vorzuwerfen? Sowas zeichnet einen schlechten Verlierer aus, mein Freund.“

„Wir sind nicht deine Freunde“, zischte Lukjan.

Alea seufzte theatralisch. „Und ich dachte, wir säßen hier in netter Runde, würden uns amüsieren... Und nun werde ich des Betrugs

bezüglich, nur weil ich mal eine kurze Glückssträhne habe.“

„Von „kurz“ kann man da wirklich nicht mehr sprechen“, merkte Pavel an.

„Na schön, na schön, eine lange Glückssträhne. Aber ist das denn ein Verbrechen? Die Götter meinen es halt gut mit mir! Und überhaupt: Das ist nichts als eine Unterstellung. Im Zweifel für den Angeklagten.“

„Ganz wie du meinst. Dann spielen wir also weiter. Um den doppelten Einsatz“, entgegnete Lukjan. Alea wollte schon aufatmen, als der Jäger hinzufügte: „Aber diesmal krieg ich deinen Würfel und du meinen.“

„Auf keinen Fall!“, stieß Alea aus.

„Hab ich's mir doch gedacht.“

„Willst du mir etwa unterstellen...?“

„...dass dein Würfel gezinkt ist. So sieht's aus.“

„Das ist mein Glückswürfel, weiter nichts. Ich würfle immer mit diesem Würfel. Schon seit Jahren. Der stammt noch aus meiner Zeit in Vengard und hat mich nie im Stich gelassen.“ Glück hatte er ihm allerdings auch nicht immer gebracht. Nicht zum ersten Mal warf ihm ein Mitspieler Betrug vor. Zum Glück waren diese Jäger hier am Arsch der Welt nicht so einflussreich wie die Feinde, die er sich damals in der Hauptstadt gemacht hatte.

„Wollen doch mal sehen, ob dein Glückswürfel mir auch Glück bringt.“ Lukjan langte über den Tisch, doch Alea schlug seine Hand beiseite.

„Finger weg!“ Er würde niemanden an seinen Glückswürfel lassen.

„Ich glaube langsam, Lukjan hat Recht“, meldete sich Pavel wieder zu Wort. „Hätten wir gleich wissen müssen. Waldläuferei ist nicht zu trauen.“

Alea wusste, wann es besser war, zu gehen. „Fein“, seufzte er gekränkt und erhob sich. „Ich merke, wenn ich unerwünscht bin.“

Er wandte sich schon zum Gehen, doch Lukjan rief: „Hier geblieben! Wir wollen unser Gold zurück!“

„Was? Das geht zu weit! Wer sich aufs Spielen einlässt, muss auch damit leben können, zu verlieren.“

„Das kann ich. Aber ich kann nicht damit leben, dass man mich übers

Ohr haut!“ Plötzlich hatte Lukjan ein Messer in der Hand.

„Schon gut, schon gut!“ Abwehrend hob Alea die Hände. „Ich will keinen Streit.“ Widerwillig legte er seinen Gewinn zurück auf den Tisch. Am liebsten hätte er ihn dem Jäger in seine dämliche Visage gepfeffert. Aber er wusste, wann er unterlegen war. Alea konnte sich verteidigen, wenn es darauf ankam, aber ein großer Kämpfer war er nie gewesen. Und hier war er zwei zu eins in der Unterzahl. Eins zu drei, denn Falk würde seinen Kumpanen sicher zu Hilfe kommen.

Pavel spuckte aus, als Alea sich schließlich zum Gehen wandte.

„Waldläufer“, murmelte er wütend. „Fahrendes Volk. Hätten ja gleich wissen müssen, was von so einem zu halten ist.“

Vor der Hütte saß Falk und rupfte einen erlegten Scavenger. Der Jäger warf ihm einen grimmigen Blick zu, als Alea vorbeiging. Er gab vor, es nicht zu bemerken.

Vor ihm erstreckten sich die großen Ebenen. Jenes Niemandsland im Nordwesten Myrtanas, das nur von einigen wenigen Jägern durchstreift wurde. Jägern und Waldläufern.

Es regnete. Im Grunde nur ein Nieseln. Doch die kalten Tropfen, die auf seinen Kopf fielen, störten Alea. Er zog sich seine Kapuze über den Kopf. Es war doch immer das gleiche. Schon in Vengard war es so gewesen. Und seit er sich den Waldläufern angeschlossen hatte, brachten die Menschen ihm nur noch mehr Misstrauen entgegen als zuvor. Vielleicht sollte er sich beim nächsten Mal seines grünen Mantels entledigen, ehe er sich wieder unter Menschen wagte. Aber am Ende würde auch das nichts ändern.

Die Leute dachten halt immer das schlechteste von ihren Mitmenschen. Und wenn man wie er mit besonderem Glück im Würfeln gesegnet war, wurde man früher oder später verdächtigt, zu betrügen.

Sein Glückswürfel sei gezinkt, hatte Lukjan gesagt. Ha! Seinen Glückswürfel hatte Alea einst selbst geschnitzt. Aus einem Stück Trollknochen, das er zu einem hohen Preis in Vengard erworben hatte. Zugegeben, er war kein gelernter Handwerker. Da konnte es schon sein, dass er nicht ganz sauber gearbeitet und seine Schnitztechnik ihm einen

Vorteil verschafft hatte. Aber musste man wirklich so kleinlich sein, ihm das anzulasten?

Eine Bisonherde zog vorbei. Das Fell und das Fleisch dieser Tiere machten aus ihnen eine verlockende Beute. Aber man musste schon wahnsinnig sein, sich mit einer ganzen Herde anzulegen. Alea war ohnehin kein großer Jäger. Er hielt sich lieber an Hasen.

Im Moment aber kümmerten ihn weder Bisons noch Hasen. Er näherte sich dem Fluss und dort wimmelte es vor Lurkern, Blutfliegen und sogar Krokodilen. Die Städter mochten sich so viele Geschichten über das Waldvolk erzählen, wie sie wollten, diese Biester ließen einen nicht in Frieden, nur weil man einen grünen Mantel trug.

Nun, vielleicht taten sie das an den alten Steinkreisen und Monolithen, die man über ganz Myrtana verteilt fand. Zumindest behauptete Runak stets, dass Adanos an diesen Stätten über das Waldvolk wache.

Ausprobiert hatte Alea es nie. Ihm stand nicht der Sinn danach, ein Wolfsrudel oder einen Schattenläufer zu so einer Kultstätte zu locken, nur um dann festzustellen, dass ein kräftiges Gebiss ihn auch genauso gut inmitten eines Steinkreises zerfleischen konnte wie anderswo.

Alea hatte Glück. Die Lurker am Fluss hatten in einer unvorsichtigen Goblingruppe bereits eine Mahlzeit gefunden. Und die Blutfliegen blieben bei dem inzwischen stärker gewordenen Regen am Boden.

Ein Kampf war das letzte, worauf er nun Lust hatte. Und ob an einem Steinkreis oder hier im Nirgendwo, kein Vieh fragte einen Menschen, ob er zufällig Waldläufer war. Nicht mal die Blumenpflücker waren vor ihrer ach so geliebten Natur sicher, dachte er mit einem Grinsen.

Bald schon übertönte das Rauschen des Wasserfalls den fallenden Regen. Hinter den Bergen senkte sich langsam die Sonne herab. Alea warf einen besorgten Blick hinauf zu dem Gipfel zu seiner Linken.

Runak und seine Blumenpflücker konnten so viel davon erzählen, wie sie wollten, dass der Wasserfall eine heilige Stätte sei, Alea schmeckte es nicht, dass sie sich am Hang des Archolos niedergelassen hatten. In dieser Gegend wusste jedes Kind, dass der alte Weinberg verflucht war. Alea hatte nie viel auf Gruselgeschichten gegeben. Aber unwohl war ihm

dennoch. Und er hätte schwören können, eines Nachts ein seltsames Licht auf der Bergspitze gesehen zu haben.

Er verdrängte den Gedanken an die wandelnden Toten, als zwischen den Bäumen das Lager von Runaks Läuferschar in Sicht kam. Waldläufer beiderlei Geschlechts hatten es sich vor der Hütte gemütlich gemacht, in die sich ihr Druide zurückgezogen hatte. Viele saßen am Feuer und unterhielten sich. Zwei übten mit dem Bogen und nutzten einen dünnen Baum dabei als Zielscheibe. Ein Läufer wusch seinen Mantel am Ufer.

„Alea!“

Er zuckte zusammen und drehte sich langsam herum. Er konnte schon ahnen, was jetzt kam.

„Du weißt genau, dass du nicht allein herumstreifen sollst!“

Alea schaute in die von Klauenspuren völlig entstellte Fratze Silvas, der seinen Blick missbilligend erwiderte. „Na ja, genau genommen, hat Runak uns nur gebeten...“, setzte er an.

„Und du solltest seinen Bitten nachkommen. Er hat sich Sorgen um dich gemacht.“

„Unnötig. Ich war doch keinen Tag weg.“

„Du warst da draußen. Du weißt genau, wie angespannt die Lage in Myrtana ist. Und dass wir nicht wissen, wie die Orks zu uns stehen. Deshalb haben wir uns hierhin zurückgezogen. Runak will keinen Ärger, ich hoffe, daran muss ich dich nicht erinnern.“

„Musst du nicht. Wir wollen neutral bleiben und deshalb warten wir hier und erregen kein Aufsehen, bis sich die Lage beruhigt hat, und machen uns vor allem keine Feinde. Weiß ich alles.“

„Dann benimm dich auch entsprechend.“

Alea seufzte. Es war immer das gleiche mit den Blumenpflückern.

Es gab ja genug Läufer wie ihn. Stinknormale Menschen, die sich Ärger eingehandelt hatten und die beim Waldvolk untergetaucht waren. Leute, mit denen man prima auskam. Aber diese Blumenpflücker waren immer so unentspannt. Sie nahmen das alles furchtbar ernst. Für sie war das Wort der Druiden Gesetz.

„Komm.“ Freundschaftlich schlug Alea dem anderen Waldläufer auf die

Schulter. Hier war Deeskalation angesagt. Außerdem konnte Silva ja doch ganz in Ordnung sein, wenn er den Blumenpflücker nicht zu sehr raushängen ließ. „Ich hab’s ja nicht böse gemeint. Ich war auch in keiner Schenke mehr. Nur draußen bei den Jägern.“

„Hm, ich nehme an, das ist schon mehr, als wir von dir erwarten konnten.“

„So gefällt mir das, mein Freund! Die Dinge positiv sehen!“ Noch einmal klopfte Alea seinem Kameraden auf die Schulter. „Kommt auch nicht mehr vor, versprochen. Aber wenn ich nicht mehr rausgehen kann, um mal ein wenig zu würfeln, muss ich mich hier im Lager vergnügen. Was hältst du von einem kleinen Spielchen?“

Silva zuckte mit den Schultern. „Wenn dich das im Lager hält. Sicher, warum nicht?“

Alea grinste erfreut. Ja, Silva konnte doch ganz in Ordnung sein, dachte er sich, während er mit seinem Glückswürfel in der Tasche spielte.

Lagerfeuergeschichten

Von HerrFenrisWolf

„Redest du jetzt die ganze Zeit oder trinkst du auch langsam mal was, damit die scheiß Flasche rumgeht?“, fluchte einer aus der Runde um das Feuer.

Dem Angesprochenen fiel erst jetzt auf, dass er die Flasche mit dem für die Männer so kostbaren Schnaps schon seit Minuten ohne zu trinken in der Hand hielt. Einen kräftigen Hieb später gab er sie weiter.

Die Flasche war groß und der Fusel darin schmeckte fürchterlich. Sie würde noch einige Male die Runde machen.

Es war eine dieser kalten Nächte hier draußen, in denen das prasselnde Lagerfeuer nicht mehr reichte, um sie zu wärmen. Nur die wenigen Neuen unter ihnen konnten sich mit Mühe daran erinnern, wie es war, in einem Bett oder im weichen Stroh zu schlafen, ohne dass der eisige Wind unentwegt an einem zerrte. Allein Alkohol in Verbindung mit den Geschichten, die sie sich untereinander erzählten, gestaltete solche Nächte einigermmaßen erträglich.

Gegen seine vom Schnaps zugeschnürte Kehle ankämpfend, keuchte er: „Wo war ich?“

„Du meintest, dass ihr früher viel über den Berg gehört habt, als ihr noch bei der Miliz wart.“, kam es von einem der aufmerksameren Zuhörer.

„Ja“, er setzte langsam wieder an, „eine ganze Menge haben wir gehört. Die Leute in der Gegend erzählten sich schon vor dem Krieg ungewöhnliche Dinge über den Berg. Ihr kennt ja den Tratsch alter

Waschweiber, die hatten immer die ausgefallensten Fantasien. Meinten, da oben würde Beliar selbst leben und einem die Seele stehlen, wenn man sich nachts hinauf wagt. Dass er die Reben vergiften würde. Na, klar dafür muss der Dunkle ja nur vom Berg pissen, schon sind am ganzen Hang die Reben verdorben, antwortete ich auf sowas.“

Die Banditen lachten, der Erzähler spuckte ins Feuer und fuhr fort: „Geschwätz, klar! Wenn Beliar durch diese Welt wandeln würde, hätte er Besseres zu tun, als auf dem scheiß Berg zu versauern. Aber...“ – nun flüsterte er fast, so dass sich seine Zuhörer in seine Richtung beugen mussten – „... es ist sicher, dass auf dem Berg immer wieder Menschen verschwunden sind. Wir haben sie gesucht. Meistens Jäger aus Silden, hin und wieder mal ein Glücksritter aus Geldern. Unbelehrbare, die hinaufgestiegen sind. Weit sind wir dabei selbst nie rauf gegangen. Zu gefährlich.“

Die Flasche hatte ihn inzwischen wieder erreicht. Den nächsten Schluck nahm der Bandit in aller Ruhe. Seine Zuhörer warteten ungeduldig, aber still darauf, dass er fortfahren würde.

Betont langsam gab er den Fusel weiter: „Ich hab’ mal einen Jäger getroffen, der angeblich oben war. Ein zäher Hund, das kann ich euch sagen. Der meinte, da oben jagt man nicht. Da wimmelt es nur so von Ungeheuern. Schattenläufer pirschen durchs Dickicht, Trolle wühlen den Boden um und zwischen all diesen Bestien liegt eine Ruine. Die Ruine einer alten, vor Jahrzehnten geschliffenen Festung, von der kaum noch einer weiß, wer sie bewohnt oder wer sie zerstört hat. Man hat es einfach verdrängt und im Grunde wollen wir es doch gar nicht wissen.

Denn der Jäger meinte auch, wenn man genau hinhört, dann kann man die Burgbewohner aus den Ruinen noch immer schreien hören. Hören, wie sie die Lebenden und ihre Mörder verfluchen. Das macht die Viecher da oben erst so richtig verrückt.“

Die hartgesottenen Männer lauschten nun alle angespannt in die Umgebung. In ihren Köpfen wurde bald schon das Kreischen des Windes zu gequälten Schreien und das knackende Brennholz erschien ihnen wie Todesseufzer. Langsam wurden sie unruhig, rutschten hin und

her, fingen an, mit den Fingern zu spielen. Den Schnaps hatten sie inzwischen vergessen.

Der Erzähler griff danach. Nun verkehrte sich seine Sprechweise ins Gegenteil, er zog das Tempo an, wurde wieder lauter: „Schon lange bestellt keiner mehr den Wein an seinen Hängen. Schon lange besteigt keiner mehr freiwillig den Berg. Und wir, die wir früher Bauern, Soldaten, Milizen, Jäger waren, sind jetzt Gejagte.“ Die Stimme des Erzähler wurde immer höher und höher: „Wir wurden aufgerieben und gehetzt, unsere Kameraden wurden niedergeschlachtet und hingerichtet. Die Orks und ihre Schergen haben uns zu Vogelfreien erklärt. Und jetzt verkriechen wir uns hier – schutzlos und ganz nah am verfluchten Berg.“ Inzwischen kreischte er förmlich hysterisch: „Könnt ihr ihn sehen, den schwarzen Berg dort drüben? Könnt ihr hören, wie er ruft? Spürt ihr, wie er nach uns greift?“

Der Erzähler nahm einen letzten Schluck Schnaps und spuckte alles ins Feuer. Eine blaue Stichflamme schoss zum Himmel empor und leckte nach den Männern, die in alle Richtungen sprangen.

Aus dem Nichts traf den Erzähler ein heftiger Schlag mitten ins Gesicht, der ihn bewusstlos zu Boden schickte. Ivan, der nun über seinem bewusstlosen Gefolgsmann stand, hasste diese Nächte. Irgendwann würde er den Kerl einfach umbringen, denn er erzählte seine Geschichten einfach zu gut. Der Banditenführer würde die ganze restliche Nacht damit zubringen müssen, die Moral seiner Leute wiederherzustellen.

Wirklich, Ivan hasste diese Nächte.

Die Jungs von Reddock

Von HerrFenrisWolf

„Steh auf, Junge. Mach schon! Bist doch nicht aus Watte! Steckst du weg!“

Die Rufe von Ausbilder Norris drangen langsam in Joeys Bewusstsein durch.

„Jetzt steh schon auf! Das war Nichts! Komm auf die Beine!“

Befehle des Alten hallten in seinem Schädel.

Mühevoll erhob sich der zuerst noch Kniende wieder auf die Beine, streckte sie durch. Schmerzen breiteten sich in Wellen in seinem ganzen Leib aus; Copper hatte ihn mit dem letzten beherzten Schlag ordentlich erwischt. Joey schwankte ein wenig, schüttelte seinen Kopf und wo eben noch verzerrende Schleier gewesen waren, konnte er nun wieder klar sehen. Vor ihm tänzelte der ebenfalls mit Schild und Schwert bewaffnete Copper, dieser flinke Bastard. Sich Norris' Anweisungen in Erinnerung rufend, machte der junge Rebell sich bereit für den Gegenangriff. Erst die Distanz zum Gegner verkürzen, Angriffe mit dem Schild abwehren, den Gegner dadurch möglichst in eine offene Position bringen, um selbst zuzuschlagen. Diese drei Schritte auszuführen, konnte doch gar nicht so schwer sein. Copper hatte es ja eben auch hinbekommen.

Joey sprang los, kam Copper gefährlich nahe, fing dessen Wuchtschlag mit dem Schild ab, traf jedoch selbst mit dem Schwert nur den Schild des Feindes. Doch wollte der Junge sich nicht geschlagen geben. Eine Finte also. Er täuschte einen Hieb nach Coppers Beinen an, dessen Schild

senkte sich, da rammte Joey mit aller Macht den eigenen Schild in die überrascht dreinblickende Visage seines Gegners. Für einen winzigen Augenblick sah er dessen Augen glasig werden. Nun drehte sich Joey, setzte einen Hieb mit dem Schwertknauf auf die Waffenhand seines Kontrahenten, während er sich mit der Schulter ganz in den Mann warf, welcher sein Gleichgewicht verlor. Copper stürzte entwaffnet auf den Boden der kleinen improvisierten Arena.

Norris rief: „Na also, Junge, wusste doch dass du nicht aus Watte bist!“ Die umstehenden Männer eilten in den Ring, um Copper wieder auf die Beine zu helfen und Joey zum Kampf zu gratulieren. Der alte Ausbilder kam auf ihn zu, schlug dem Jungen anerkennend auf die Schulter, um kurz drauf zu sagen: „Bist am Ende voll auf den Burschen losgegangen, als wärst du einer dieser Barbaren aus Nordmar. Grobe Technik, aber wirkungsvoll! Aus dir mach ich noch nen richtig guten Kämpfer, mein Kleiner. Deine Soldatenrüstung hast du dir durch diesen Übungskampf aber redlich verdient.“ Er deutete auf ein Bündel neben sich und meinte, Joey solle erst einmal einen Schnaps trinken, um das erhitzte Gemüt wieder abzukühlen. Der junge Rebell war noch voller Anspannung, atmete tief ein und aus, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Seinen Preis hatte er also nun erhalten: Im Kampf hatte sich Joey als würdig erwiesen, die Rüstung der königlichen Soldaten zu tragen. Viele dieser Rüstungen waren ihnen nicht geblieben. So mancher, der sich hier in Reddock versteckte, musste in Stofffetzen kämpfen. Norris überlegte sich genau, welchem Neuling er die verbliebenen Rüstungen verlieh. Nun war Joey also ein vollwertiger Rebell, jetzt gab es kein Zurück mehr von dem eingeschlagenen Weg.

Norris aber wandte sich ab von dem Geschehen beim Ring und ging zu Javier, dem Anführer der Rebellen von Reddock in dessen kleine Hütte am Rande des Schachts.

„Unsere Jungs machen sich langsam“, sprach er zu dem Paladin: „Noch sind sie vielleicht ein Haufen besserer Strauchdiebe, aber mit etwas Zeit mach ich uns einen Trupp ordentlicher königlicher Soldaten aus diesen Burschen.“

„Ein Trupp ohne Ausrüstung“, erwiderte Javier. „Wir haben jetzt schon kaum genug guter Waffen und Rüstungen, um gegen die Viecher in diesem Höhlensystem zu bestehen. An die Orks in Kap Dun will ich da gar nicht denken. Selbst wenn du aus diesen Bauern Soldaten machst, verwandeln sich ihre Sensen nicht in Schwerter und ihre Lumpen nicht in Rüstungen.“

„Ja, schlimme Sache das mit dem Schmied. Verdammt, ich hab probelhalber einen der Holzfäller von oben mal an die Schmiede geschickt. Als ich zu ihm meinte, er hätte ne ganz brauchbare Bratpfanne gefertigt, da hat er den Hammer auf Nimmerwiedersehen in den Dreck geworfen. Ist jetzt wieder auf seinem Posten.“ Norris spuckte aus.

„Die Lage ist zum Verzweifeln. Es wird nicht mehr lange dauern, da wissen die Orks von diesem Ort. Dann bleibt uns nur noch die Wahl, hier abzuziehen oder sofort gegen Kap Dun loszuschlagen. Das wäre der reine Selbstmord.“

„Darf ich offen Reden?“, fragte der Alte, doch er redete sofort weiter, da er Javier kannte und wusste, dass er durfte: „Ich bin hier an der Küste geboren, aufgewachsen und hatte eine Familie. Das ist meine Heimat, die ich mir von keinem vermaledeiten Filzpelz nehmen lasse, der meint, aus seiner nordischen Steppe hier runtersteigen zu müssen. Eher sterbe ich, als diese Küste den Orks zu überlassen!“

„Zur Kenntnis genommen“, meinte Javier da nur traurig lächelnd: „Mir geht es ähnlich. Allen hier dürfte klar sein, wie verzweifelt unsere Lage ist, trotzdem halten wir alle gemeinsam durch. Übrigens hat unser Mann in Kap Dun eine Nachricht geschickt. Ein Paladin soll von einem Sklavenjäger an die Orks verkauft worden sein, die haben ihn natürlich direkt im Leuchtturm interniert. Vielleicht ergibt sich daraus eine Chance für uns. Aber momentan, da können wir nur auf ein Wunder hoffen.“

„Wunder, Wunder kommen von den Göttern. Von denen hat man an der Küste hier aber schon lange nichts mehr gehört. Wir kennen dafür den Wind und wie der steht, ich sag es dir, Javier, da liegt was in der Luft!“

Der schwarze Wolf

Von Jünger des Xardas

Die Spuren waren frisch.

Es hatte erst vor einer halben Stunde zu schneien aufgehört. Der Schnee war fast völlig unberührt. Nur hie und da hatte schon wieder eine Krähe die Abdrücke ihrer Krallen hinterlassen. Unter einem Baum zeichneten sich die Umrisse kleiner Eichhörnchenfüßchen ab.

Und dann waren da die Spuren der Hinde.

Evert lockerte den Riemen, der seinen Köcher hielt, und ließ ihn an seine Seite hinuntergleiten, wo er leichter und schneller an seine Pfeile kam.

Dann machte er sich daran, der Spur zu folgen.

Linker Hand lag ein kleines Gehölz. Dicht an dicht standen dort einige Dutzend Tannen, die schwer unter der Last des frischgefallenen Schnees zu tragen hatten. Er runzelte die Stirn, als er sah, dass einige Schritt voraus einer der Äste frei von dem weißen Mantel war. Ein kleiner Schneehügel unter dem Ast verriet, dass er bis vor kurzem noch ebenso bedeckt gewesen war wie die anderen.

Evert griff nach dem Ast. Er war nicht nur frei von Schnee, sondern zumindest an der Spitze auch frei von Nadeln. Nur einige wenige hingen noch an dem Holz, einsam und verbogen, in verschiedene Richtungen abstehend. Weitere lagen darunter auf der Schneedecke. Die meisten Nadeln aber waren gänzlich verschwunden.

Er musste seinen Blick nicht erst zu den Spuren senken, um zu wissen, womit er es hier zu tun hatte. Nur ein Ripper fraß auf diese Art

Tannennadeln. Er legte vorsorglich eine Hand aufs Schwert. Vielleicht war das Biest noch in der Nähe.

Ein Ripper hatte ihn einmal beinahe erwischt. Er hatte auf der Lauer gelegen und nicht bemerkt, wie sich das schweineartige Tier von hinten an ihn heranschlich. Zumindest nicht, bis er seinen heißen Atem im Nacken gespürt hatte und von einem plötzlichen Grunzen aufgeschreckt worden war. Aber da war es schon zu spät gewesen: Das Vieh hatte seine Zähne in Everts Bein geschlagen. Seine Hauer waren durch das Fell und das Leder gedrungen, die er am Leib getragen hatte, durch Fleisch und Sehnen, bis auf den Knochen hinunter. Gerade noch rechtzeitig hatte der junge Jäger sein Messer ziehen und dem Tier in die Seite schlagen können. Er hatte den Ripper in die Flucht geschlagen, aber dann war er dem Schmerz erlegen. Hilflos und halbbohnmächtig hatte er mit angesehen, wie sich erst das Leder seiner Hose schwarz und dann der Schnee unter ihm langsam rot gefärbt hatte.

Am Ende hatte Bogir ihn gefunden und in den Clan zurückgebracht, wo seine Eltern schon halb tot vor Sorge gewesen waren. Wobei, nein, das war nicht das Ende der ganzen Geschichte gewesen. Er hatte noch lernen müssen, dass das Schlimmste an Rippern nicht ihre scharfen Zähne waren, sondern die Krankheiten, die man sich durch einen Biss dieser Biester einfangen konnte. Einen Monat hatte er im Bett verbracht, begraben unter einem halben Dutzend Bisonfelle. Mal war ihm der Schweiß von der Stirn geronnen, im nächsten Moment hatte es ihn trotz all der Felle geschüttelt wie in den schlimmsten Nordmarer Wintern nicht. Am Ende hatten die Kräuter und Zauber der Gydja ihn geheilt. Und der gute Wille der Ahnen.

Die Gydja aber war jetzt nicht hier. Genauso wenig wie Bogir, der das Jagen aufgegeben hatte, soweit man ihm erzählt hatte. Und was den guten Willen der Ahnen anging: Darüber wollte er lieber nicht so genau nachdenken. Er hatte den Verdacht, dass sich dann schon bald eine innere Stimme zu Wort melden würde – eine Stimme, die wahrscheinlich verdächtig nach Garik klingen würde –, um ihm zuzuflüstern, dass er diesen guten Willen durch die Missachtung seiner langen Ahnenreihe,

von seinem Großvater Harald bis hin zu Snorre dem Gewitzten, verspielt hatte. Kurzum, er wollte lieber nicht mit einem Ripper aneinandergeraten. Die Narben, die er noch immer von seiner ersten Begegnung mit so einem Biest am Bein trug, reichten ihm als Mahnung. Mit den Augen suchte er den Boden ab. Rings um den Stamm der Tanne, dort wo die dichten Äste und Nadeln einen braunen Ring aus Erde erhalten hatten, war er aufgewühlt. Wieder der Ripper. Welches andere Tier würde sich mit seiner Schnauze durch den gefrorenen Boden wühlen, um an Wurzeln oder vielleicht gar einen kleinen Nager zu kommen? Everts Blick glitt zurück zu den Spuren der Hirschkuh. Sie kreuzten die des Rippers. Aber es gab keine Zeichen eines Kampfes. Für einen Moment ging er in die Knie, um die Spuren genauer zu untersuchen. Die des Rippers waren leicht verwischt von den Windböen, die alle paar Minuten von der großen Schlucht herüberwehten und die Tannen zum Rascheln brachten. Die Hirschspuren waren noch frischer. Die beiden Tiere waren sich nicht begegnet. Noch hatte ihm niemand seine Beute streitig gemacht. Und die Chance, dass der Ripper plötzlich zwischen den Bäumen hervorbrach, war auch gering. Wahrscheinlich war das Mistvieh schon weitergezogen.

Auch Evert zog weiter, folgte wieder den Abdrücken der Hirschhufe im Schnee.

Vieles hatte sich verändert seit damals. Damals war er noch ein Halbwüchsiger gewesen, hatte vielleicht zwölf oder dreizehn Lenzen gezählt. Damals war er zum ersten Mal allein auf die Jagd gegangen, statt in Begleitung seines Vaters oder Bogirs oder Jensgars oder eines der anderen. Inzwischen war er ein junger Mann, hatte bereits seine Mannesprobe bestanden, schon vor langem seinen ersten Säbelzahn erlegt, hatte selbst gegen Orks gekämpft und war schon öfter allein auf Jagd gewesen, als er zählen konnte, ja lebte mittlerweile sogar alleine außerhalb des Clans.

Er war kein Orktöter und erst recht kein Anführer und würde das auch nie sein, so sehr manche seiner Clanbrüder ihm das zum Vorwurf machen mochten. Aber jagen, das konnte er inzwischen.

Wieder hob ein Wind aus Richtung der Schlucht zu seiner Rechten an. Aber diesmal war es keine kurze Böe, die sofort wieder abbrach. Evert folgte weiter den Spuren, zog sich aber im Gehen einen seiner Handschuhe aus. Rasch leckte er sich über den Daumen, dann hielt er ihn in den Wind. Der Wind kam aus Südosten. Das war gut. Er konnte der Hinde bedenkenlos weiter folgen. Sie würde ihn nicht wittern.

Hinter dem Gehölz stieg Rauch auf einer Hügelkuppe auf. Er hielt sich vorsorglich im Schatten des Hügels, unter dem leicht hervorstehenden Felsen. Die meisten der Orks lagerten weiter im Norden oder im Osten. Und einer seiner Leute hätte sein Lager nicht so offen auf dem Präsentierteller aufgeschlagen. Er vermutete Goblins. Sie würden sich kaum die Mühe machen, nur seinetwegen von ihrem Hügel herunterzuklettern, aber er wollte sie trotzdem nicht provozieren.

Jenseits des Hügels machte die Schlucht einen Knick nach Süden und gab eine leicht abfallende Ebene frei, auf der Fichten und Kiefern sprossen. Evert sah einen Hasen ins Unterholz huschen, als er sich näherte. Doch der Hase interessierte ihn im Moment nicht. Wenn der die Hinde nicht fing, dann würde er hoffen müssen, dass ein Langohr in eine der Schlingen getappt war, die er um sein Lager herum ausgelegt hatte. Aber er hoffte, dass er sich heute Abend etwas Hirsch würde schmecken lassen können. Und es war nicht mehr weit, das wusste er.

Er fand seine Beute schließlich auf einer kleinen Lichtung, wo sie zwischen Schnee und herabgefallenen Ästen nach dem spärlichen Gras scharte. Er näherte sich ihr von hinten, im Schutz einiger Büsche. Langsam legte er einen Pfeil auf die Sehne. Wie auch seinen Bogen hatte er ihn selbst gefertigt. Gunnar hatte ihn das gelehrt. Die Spitze war aus einem Wolfszahn gefertigt und damit besonders spitz, perfekt geeignet für die Jagd auf Wild.

Die Hinde hob den Kopf. Ihre großen, runden Augen suchten hektisch das umliegende Gestrüpp ab. Ihre Ohren hatten sich aufgestellt und eines von ihnen zuckte leicht. Evert spannte langsam die Sehne, darauf bedacht, die umliegenden Zweige nicht zum Rascheln zu bringen. Gleich konnte es um Sekunden gehen. Doch wofür er die Sehne anzog, ob für

die Hirschkuh oder das, was sie gewittert haben mochte, wusste er nicht. Hatte ein Säbelzahn sich dieselbe Beute erkoren wie er? Ging einer der Orkspäher hier auf die Jagd?

Das Tier stieß sich mit den Beinen von der Erde ab, schoss zur Seite davon. Er ließ die Sehne los. Sein Pfeil, mit dem er auf den Hals der Hinde gezielt hatte, traf ihre Flanke und bohrte sich knapp oberhalb ihres linken Beines in ihr Fell. Sofort hatte er einen zweiten Pfeil auf der Sehne. Aber dennoch wäre seine Beute wohl entkommen, wäre nicht im nächsten Moment ein schwarzer Blitz aus den Büschen auf der anderen Seite der Lichtung geschossen und hätte sich auf sie gestürzt.

Ein Augenschlag, dann war es vorbei. Der Wolf stand über der toten Hirschkuh, die weißen Zähne rot von ihrem Blut. Everts zweiter Pfeil war auf ihn gerichtet. Aber langsam ließ er ihn sinken. Nicht nur jagten wilde Eiswölfe niemals alleine, er kannte auch nur einen einzigen Eiswolf, der nicht so weiß wie das Eis Nordmars war, das dieser Gattung ihren Namen gab, sondern pechschwarz. Er schob den Pfeil in den Köcher zurück und trat aus den Büschen hervor.

Der Wolf hatte ihn wohl ebenso wenig gewittert wie die Hinde. Der Wind wehte ihm noch immer entgegen. Nun aber fletschte das Tier die Zähne und knurrte leise. Evert hielt inne. So ein Verhalten war er von den zahmen Wölfen seines Clans nicht gewohnt.

Nicht minder überrascht war er, als plötzlich hinter dem Wolf jemand zwischen den Bäumen hervortrat. Seine Überraschung rührte dabei nicht etwa daher, dass er nicht mit einem Menschen gerechnet hatte. Im Gegenteil, das hatte er, seit er den Wolf erkannt hatte. Überraschend war vielmehr, dass es sich gerade nicht um den Menschen handelte, mit dem er gerechnet hatte. Dennoch war der Anblick ein erfreulicher.

„Ronar!“

„Evert, gut dich zu sehen!“ Die beiden Männer trafen sich in der Mitte der Lichtung und schlossen einander in die Arme.

„Bist du auf dem Weg in den Clan?“, fragte Evert den anderen Jäger dann. Er wusste, dass sie sich ziemlich genau auf halbem Weg zwischen Ronars Jagdhütte und dem Dorf befanden.

Sein Gegenüber nickte. Er war älter als Evert, aber noch immer ein junger Mann. Sein Bau war stattlich. Seine Kleidung war aus Fell und Leder zusammengenäht und glich der Everts. Auch der Bogen über seiner Schulter ähnelte Everts eigenem. Wie alle Jäger des Wolfsclans benutzte auch er einen Bogen, dessen besondere Bauweise Helmar, einer ihrer Ahnen, erdacht hatte und der besonders geeignet für die Jagd war. In ganz Nordmar waren diese Bögen als Wolfsreißer bekannt. „Habe genug Zeit in meiner Hütte verbracht“, erklärte Ronar. „Wird Zeit, dass ich mal wieder unter Leute komme und mich ein paar Tage ausruhe. Hatte schon seit Wochen keinen guten Nebelgeist mehr.“ Dann wies er hinter sich. Dort stand ein Schlitten, den er an einem Seil hinter sich herzog und auf den er einen ganzen Haufen Felle und auch einen Sack voller Klauen und Zähne gebunden hatte. „Außerdem wird's Zeit, mal wieder meine Beute bei Rune abzuliefern. Der wartet dieser Tage ganz besonders ungeduldig auf unsere Ausbeute.“

Everts Blick war schnell wieder von Ronars Fellen zu dem schwarzen Wolf gewandert, der sie beide längst nicht mehr beachtete und stattdessen seine Zähne in die tote Hinde schlug. „Seit wann gehört Bullviks Wolf zu dir?“

Ronars Blick verfinsterte sich. „Tut er nicht. Er ist mir nur zufällig über den Weg gelaufen.“

Evert schwante Böses. „Was ist mit Bullvik?“

„Er hat einen der Jagdtrupps begleitet, die dein Vater jetzt aussendet. Sie sind auf Orks gestoßen. Man hat ihn auf seinem Schild nachhause getragen. Du kannst dir vorstellen, wie am Boden zerstört Arsa jetzt ist.“

Bullvik. Rune hatte mal gewitzelt, einer von Bullviks Ahnen müsse ein Oger gewesen sein. Bullvik war ein wahrer Riese gewesen mit Armen wie Baumstämme. Und einer der besten Krieger des Clans. Unter den Orktöttern hatte ihm nur Hogar das Wasser reichen können. Und Hogar war immerhin der Herse. Die Frauen des Clans hatten Arsa stets um ihren Mann beneidet. Wahrscheinlich taten sie das nun nicht mehr. Ein lebender Mann war besser als ein toter, selbst wenn der tote Mann Bullvik war. Die Vorstellung, dass selbst solch ein Krieger wie Bullvik

nicht vor den Orks sicher war, war eine unbehagliche.

„Und sein Wolf?“

„Ich war nicht dabei, aber die Männer sagen, er ist rasend geworden. Hat unter den Orks gewütet und ist dann davon gelaufen. Seitdem hatte ihn niemand gesehen. Tja, und jetzt ist er mir über den Weg gelaufen.“

Evert wandte sich wieder dem Wolf zu. Seine Mutter hatte ihn aus ihrem Wurf verstoßen, das wusste er. Wegen seines schwarzen Fells. Dieses Fell sei ein böses Omen, hatten viele gemeint, ein Fluch der Ahnen. Aber Bullvik hatte den Wolf in seine Obhut genommen und die beiden waren unzertrennlich geworden. Gemeinsam hatten sie so manchen Ork getötet.

Langsam näherte er sich dem Wolf und seiner Beute. Doch sofort hob dieser den Kopf und bleckte die Zähne. Evert tat einen weiteren Schritt, und der Wolf begann zu knurren.

„Sei vorsichtig“, warnte Ronar und zog einen seiner Handschuhe aus, um Evert die tiefen Wunden in seiner Hand zu zeigen. „Mich hat er schon gebissen. Ich fürchte, er ist wild geworden und unberechenbar. Er lässt sich nicht anfassen. Ich bin froh, dass er mir überhaupt zum Clan folgt. Und zwischendurch bin ich fast überrascht, dass er mich nicht plötzlich anspringt. Ich hoffe, die Gydja wird Rat wissen. Oder vielleicht Bogir. Womöglich kann er den Wolf beruhigen.“

„Wie steht es mit Bogir?“, griff Evert das neue Thema auf.

„Als ich das letzte Mal im Clan war, unverändert. Sitzt an seinem Feuer, redet kaum mit jemandem und will nicht jagen gehen.“

Das beunruhigende Gefühl in Everts Brust wurde stärker. Bullvik, der stets so stark und unbezwingbar gewirkt hatte, fiel im Kampf. Bogir, der schon zu Everts Geburt der beste Jäger des Clans gewesen war, von dem er so viel gelernt und der ihm das Leben gerettet hatte, saß nur noch apathisch vor seiner Hütte. Die Orks strömten in immer größerer Zahl in das Land ihrer Ahnen und machten ihnen das Leben immer schwerer. Es war als läge sich ein dunkler Schatten über Nordmar.

„Tut mir leid um deine Beute“, sagte Ronar und riss ihn damit aus seinen Gedanken. „Ich fürchte, von der Hinde kriegst du nichts mehr ab.“

Evert lächelte schief. „Soll der Wolf das Fleisch haben. Ich hoffe einfach, dass mir ein Hase in die Falle gegangen ist.“

„Willst du nicht mitkommen?“, fragte Ronar.

„Nee, lass mal lieber. Du weißt ja...“ Er brach ab, ohne selber zu wissen, wie sein Satz hätte enden sollen.

„Wir haben ein paar gute Männer verloren. Nicht nur Bullvik. Und ich fürchte, es wird nur schlimmer. Es kommen immer mehr Orks. Im Moment scheinen sie sich auf den Hammerclan zu konzentrieren. Ich will mir gar nicht ausmalen, mit wie vielen wir es erst zu tun kriegen, sollte der Hammerclan fallen. Das Jagen wird immer schwerer. Wir könnten dich jetzt brauchen.“

„Vater macht das schon“, erwiderte Evert, wenn auch nach Ronars Neuigkeiten nicht mehr ganz so zuversichtlich, wie er das vorher noch gewesen wäre.

„Er schickt die Jäger in größeren Trupps raus und lässt sie von Orktöttern eskortieren“, räumte Ronar ein. „Aber du siehst ja an Bullvik, dass sie selbst damit nicht sicher sind. Außerdem vertreiben so viele Leute auf einem Haufen das halbe Wild. Aber außer Hanson und mir geht trotzdem niemand mehr allein raus. Einige meinen, Grim sollte lieber den offenen Kampf mit den Orks suchen, anstatt die Krieger nur das Dorf und die Jagdtrupps bewachen zu lassen. Manche meinen, er sollte Verstärkung zum Hammerclan schicken.“

Evert seufzte. „Und manche meinen sicher auch, ich sollte endlich unter die Orktöter gehen und die Krieger bei diesem offenen Kampf anführen, wie es der Wille der Ahnen ist.“

Ronar hob abwehrend die Hände. „Das wollte ich nicht gesagt haben.“

„Weiß ich. Aber andere schon.“

„Hör nicht auf die. Du weißt doch, wie das ist. Gerade in schlechten Zeiten meint jeder, er selbst wäre der beste Jarl.“

„Mein Vater ist der beste Jarl.“ Evert und sein Vater mochten nicht mehr viel reden, seit er unter die Jäger gegangen war. Aber Grim war unbestreitbar ein hervorragender Anführer. Und er tat das Richtige. Der Clan war für einen offenen Krieg gegen die Orks zu klein. Er musste sich

verteidigen und sicherstellen, dass die Jäger genug Fleisch für das Überleben des Dorfes zusammenbekamen. Diejenigen, die von Grim forderten, dass er endlich handeln und dass er kämpfen sollte, waren dieselben, die von Evert forderten, dass er endlich zu den Orktöttern ging und dem Weg seiner Ahnen folgte.

„Überleg's dir einfach“, meinte Ronar.

Evert nickte. „Mach ich.“ Dann zwang er sich zu einem Lächeln und klopfte Ronar auf die Schulter. „Pass auf dich auf.“

Der andere Jäger erwiderte die Geste. „Du auch. Auf bald. Und mögen die Ahnen über dich wachen.“

Ihm war wirklich ein Hase in die Schlinge geraten. Nahe der Schneegrenze. Die noch erfreulichere Überraschung war aber die Rauchsäule, die über dem Pass aufstieg.

Im Gras bei Everts Lager saß Wilson und briet einen Hirsch über dem Feuer. Er erhob sich, als er ihn näherkommen sah. „Evert! Hab mich schon gefragt, ob ich dich hier noch treffe.“ Die beiden Männer schüttelten sich zur Begrüßung die Hand. „Willst du was abhaben? Das Fleisch sollte bald durch sein. Ich kriege das eh nicht alles den Pass runter geschleppt.“

Evert lächelte. „Liebend gern. Du hast gar keine Vorstellung.“ Und indem er sich neben dem Feuer niederließ und seine Handschuhe auszog, um seine Hände zu wärmen, fragte er: „Wie lief dein Jagdzug?“

„Hervorragend. Ich habe einen Schattenläufer erlegt. Und was für ein Exemplar.“ Er wies auf ein Fell, das er etwas abseits des Feuers auf dem Boden ausgebreitet hatte. Ein besonders schönes Exemplar. Groß und dicht und schwarz, doch silbrig im Schein des Feuers und der langsam untergehenden Sonne. Zottelig und doch zugleich seidig. „In Faring gibt es einen Ork, der mir dafür 400 Goldstücke zahlen sollte.“

Evert nickte anerkennend. Wilson war ein begnadeter Jäger, was für einen Flachländer nicht selbstverständlich war. Selbst die meisten Nordmarer Jäger hätten sich nicht so schnell an einen Schattenläufer herangetraut. „Drüben im Busch habe ich ein paar Klauen und Felle versteckt. Nicht so beeindruckend wie dein Fell hier, aber sicher auch ein

paar Goldstücke wert. Kannst du wie üblich mitnehmen. Sieh's als Bezahlung für die Hirschkeule.“

Wilson winkte ab. „Ach, geschenkt.“

„Und für etwas Schnaps“, ergänzte Evert. „Ich brauche jetzt erst mal einen guten Schnaps.“

Und während er ins Feuer starrte, gingen ihm wieder Ronars Worte durch den Kopf. Vielleicht war es ja wirklich an der Zeit, dem Clan mal wieder einen besuch abzustatten. Ein schwarzer Wolf kehrte in den Wolfsclan zurück, so wie es aussah, warum nicht auch der andere?

Zunftstreitigkeiten

Von Jünger des Xardas

„Danke, Kindchen“, sagte Samuel, als Diaana sein Abendessen vor ihm abstellte. Gelderner Schinken nach Art des Hauses. Das Fleisch war mit Brot überbacken und in Wein geschmort. Warren hatte Karottenstückchen und anderes Gemüse dazu gegeben. Samuel lief schon beim bloßen Anblick das Wasser im Mund zusammen.

Während er den ersten Bissen nahm, sah er sich um. Es war ein ruhiger Abend im Starken Arm. In einer Ecke saß dieser Nordmann Ragnar und soff ohne Zweifel wieder den Schnaps aus Flamels Labor. An einem anderen Tisch erspähte er diesen Xavier in seiner dunklen Robe, wie so oft in ein Buch vertieft, während er dann und wann abwesend an seinem Wein nippte. Zwar hatte der Schwarzmagier noch immer keine Gesellschaft an seinem Tisch, aber wenigstens hatten die Leute sich so weit an ihn gewöhnt, dass sie ihn mittlerweile ignorierten. Zumindest waren die beiden Bürgersleute, die am Nachbartisch ihren Eintopf löffelten, ganz in ihr Gespräch vertieft. Und auch die drei seiner Männer, die auf der anderen Seite des Raumes würfelten, ließen sich höchstens dann und wann von Dianas runden Hüften ablenken, nicht aber von dem dunklen Magier.

Samuel schätzte Abende wie diesen. Die Tage konnten anstrengend genug sein. Er musste die Jungs im Auge behalten, sich von Nemrok herumscheuchen lassen, den Überblick über die Arbeiten in den Minen

behalten, sich um die Versorgung der Sklaven kümmern, sich Dawsons Sorgen und Vorschläge anhören und was immer sonst noch für den Hauptmann der Söldner von Geldern anfallen mochte. Da war er froh, wenn er die Orks, seine Jungs, die Sklaven und die Stadt endlich mal für eine Stunde vergessen und den Tag in Ruhe und bei einem schmackhaften Mahl im Starken Arm ausklingen lassen konnte.

„Hauptmann Samuel.“ Er drehte den Kopf und sah, wie Meister Friedbert sich auf den Stuhl ihm gegenüber wuchtete. „Guten Abend.“ Der dicke Drechsler tippte sich an die Stirn. „Ich hoffe, ich störe nicht.“ Samuel brummte. Es war nicht so, dass er grundsätzlich etwas gegen Gesellschaft einzuwenden hatte. Aber er hatte so seine Befürchtungen, dass Friedbert gleich wieder mit der üblichen Laier anfangen würde. Und tatsächlich, kaum hatte der Handwerksmeister sich von Diana einen Wein bringen lassen und einen Eintopf bestellt, legte er auch schon los: „Es ist schon was Feines, so ein Feierabend nach einem Tag ehrlicher und harter Arbeit. Zu schade, dass nicht jeder in der Stadt so einer ehrlichen Arbeit nachgeht.“ Samuel fragte sich, wie lange der Drechsler an dieser Einleitung gearbeitet hatte. Zweifellos hielt er sie für sehr subtil. „Isabella wird immer schamloser, musst du wissen.“

„Sie schmiedet gute Waffen zu anständigen Preisen“, ergriff Samuel erstmals das Wort. „Wenn das keine ehrliche Arbeit ist, was dann?“

„Pah!“ Friedbert nahm einen großen Schluck Wein. „So ehrlich wie die ganzen Artefakthehler in der Stadt!“

„Im Gegensatz zu denen zahlt sie ihre Steuern. Und im Gegensatz zu denen verkauft sie ihre eigene Ware und keine gestohlene.“

„Aber sie ist nicht in der Zunft!“, protestierte Friedbert. Na also. Warum auch lange um den heißen Brei herumreden? Darum ging es doch. Alle anderen Gründe waren doch nur vorgeschoben.

Samuel zuckte ungerührt mit den Schultern. „Ihr werdet euch damit abfinden müssen.“

„Aber die Gesetze sind eindeutig: Wer kein Zunftmitglied ist, darf in ganz Geldern keinem Handwerk nachgehen.“

„Die Gesetze des Königs“, erinnerte Samuel sein Gegenüber mit

zunehmender Ungeduld. „Dieselben Gesetze, nach denen der Schwarzmagier dort drüben“ – er wies auf den Beliaranhänger – „auf dem Scheiterhaufen gelandet wäre. Dieselben Gesetze, die Dimitar für den Stängel da in die Barriere gebracht hätten“ – er wies mit dem Daumen über die Schulter zur Theke, wo der soeben eingetretene Arenakämpfer sich einen Schwarzen Rhobar angezündet hatte.

„Die Handwerkerzunft von Geldern hat eine jahrhundertealte Tradition!“

„Das Verbrennen von Schwarzmagiern auch.“

Friedbert, dessen Gesicht – ob vor Wut oder vor Wein – leicht gerötet war, nahm einen großen Schluck. „Immer schamloser wird sie, sage ich“, wiederholte er dann seine früheren Worte, ohne auf Samuels Argumente einzugehen, und wedelte dabei mit dem Zeigefinger vor und zurück. „Am letzten Innostag hat sie gearbeitet. Ich habe selbst gesehen, wie’s in ihrer Schmiede gequalmt hat. Den Hammer hab ich auch gehört.“

Samuel zuckte ungerührt mit den Schultern. „Dafür sind die Ausbesserungen an den Rüstungen der Jungs, die ich bei ihr bestellt hatte, auch zeitig fertig geworden.“

„Der Innostag ist heilig! Jeder soll da seine Arbeit ruhen lassen, sagt die Kirche.“

Ein schiefes Grinsen trat auf das Gesicht des Söldnerhauptmanns. „Warst du in letzter Zeit mal im Tempel, Meister? Die Kirche gibt es nicht mehr.“

Friedbert zog es vor, das zu tun, was alle Menschen zu tun pflegen, die keine Argumente haben, aber auf ihrem Standpunkt beharren wollen: Er ignorierte Samuels Worte und sprang zu einem völlig neuen Thema: „Ich sag dir, was das Mädels braucht.“ Wieder schwankte sein Zeigefinger durch die Luft. Samuel hatte den Eindruck, dass der Drechsler, der einen Schluck nach dem anderen nahm, zunehmend die Kontrolle über ihn verlor. „Einen Mann, den braucht sie. Ist nicht gut, wenn eine Frau keinen Mann hat, weiß man doch.“ Sein Blick blieb auf Diana hängen, die gerade an ihm vorbeirauschte, mehrere Humpen auf einem Tablett balancierend. „Gibt überhaupt viel zu viele Jungfern in Geldern. Sollten in dem Alter schon lange alle verheiratet sein und ihr erstes Kind

erwarten. Aber die Diana hat immerhin noch ihren Vater, der ihr was hinter die Löffel geben kann, falls sie irgendwelche Flausen im Kopf hat. Ich sag dir, der alte Harwin hätte sich so was von seiner Isabella nicht gefallen lassen, Innos hab ihn selig. Verlobt hatte er sie, wie's sich gehört. Solange er noch am Leben war, hätt' sie sich so was nie getraut. Heute dreht der sich bestimmt im Grabe um. Kaum ist ihr alter Herr dahin, schon setzt die kleine Hexe ihren Bräutigam vor die Tür und fängt selber an zu schmieden. Hat man so was schon gehört? Wie lange willst du dir das mit ansehen, Samuel?"

„So lange, wie sie gute Waffen macht.“

„Sie ist ein Weibsbild, was hat die mit Waffen zu schaffen?"

„Mann, Weib, Mensch, Ork, von mir aus könnte in der Schmiede auch ein beschissener Goblin stehen, solange er gute Klingen macht.“

„So eine gehört hinter den Herd, nicht hinter den Amboss.“ Der Drechslermeister hatte angefangen, leicht zu lallen. „Wo kommen wir denn da hin? Denk an meine Worte, das wird noch böse enden! Wenn du das durchgehen lässt, machen uns die Weiber bald Beliars Reich heiß. Wenn die andern sehen, dass eine von ihnen jetzt schmieden darf, stehen die morgen bei dir auf der Matte und wollen Söldner werden. Ha, Söldner! Und in ein paar Jahren machen dann überall die Weiber die Männerarbeit. Und wer kocht dann das Essen, frage ich dich?"

Das war eine Frage, die einen Mann von Friedberts Umfang, ganz besonders umtreiben musste. Samuel indes war der Appetit vergangen. Er erhob sich, entschuldigte sich bei dem bereits stark angetrunkenen Handwerker und gab Warren noch sein Gold, dann machte er sich auf den Heimweg.

„... Einer der Stützbalken muss auch erneuert werden. Und im hinteren Stollen würde ich noch einen neuen aufstellen. Mir gefällt nicht, wie viel Last die Balken dort zu tragen haben. Hier, alles notiert.“

Samuel nahm den Zettel entgegen, den Dawson ihm reichte, und überflog ihn kurz. „Was denkst du sonst von der Goldmine? Können wir genug schürfen, um Nemrok zufriedenzustellen?"

„Bei seinen Forderungen?" Dawson lachte trocken auf.

„Wir brauchen das Gold. Wie man hört, verlangen die Assassinen eine Menge dafür, dass sie die Orks in ihr Land lassen.“

Dawson spuckte aus. „Weiß eh nicht, was die da wollen. Als gäb's hier in Geldern nicht schon genug Artefakte zu finden. Was gib't in Varant, was man nicht auch hier bekommt?“

„Das ist nicht unsere Sache. Was ist jetzt? Kriegen wir genug Gold zusammen?“

„Die Mine in der Stadt allein nicht. Aber zusammen mit dem, was wir im Norden schürfen... Wird knapp, aber es wird reichen. Wir könnten mehr schürfen, wenn wir neue Stollen anlegen würden. Ich habe da schon was im Blick. Eine der Wände in der Mine, die ich abgeklopft habe, ist ziemlich dünn. Da könnte unter Umständen sogar schon ein einzelner Sklave schnell durchbrechen. Mit etwas Glück erwarten uns dahinter weitere Adern.“

„Ich werde Nemrok darauf ansprechen. Eventuell stellt er weitere Sklaven für die Goldmine bereit.“

„Er kann welche aus der Schwefelmine abziehen. Da arbeiten eh viel zu viele.“

„Kann er nicht. Du weißt doch, die Schamanen-“ Samuel brach ab, als er einen jungen Mann auf sich zu stolzieren sah. Er seufzte innerlich und biss die Zähne zusammen. „Was willst du hier?“, fragte er ihn vielleicht eine Spur unfreundlicher als eigentlich beabsichtigt.

Der junge Talor grinste breit. Er hakte die Daumen lässig in den Gürtel.

„Meister Lukas schickt mich.“

„Was will er?“, fragte Samuel, auch wenn er sich schon vorstellen konnte, weshalb der Tischlermeister seinen Gesellen zu ihm schickte.

„Sich beschweren. Isabella hämmert zu laut.“ Dem Grinsen des Handwerksgesellen war deutlich anzusehen, dass er wohl wusste, wie dreist sein Auftreten war.

„Ich hab mir sagen lassen, Hämmern gehöre zum Schmieden dazu.“

„Soll das Flittchen halt leiser hämmern.“

„Nenn sie nicht so.“ Samuel war gewiss kein strahlender Paladin, der es sich zur Aufgabe machte, die Ehre unschuldiger Jungfern zu verteidigen.

Aber ihm passte Talors Selbstgefälligkeit nicht.

„Wieso nicht?“ Talor zuckte ungerührt mit den Schultern. „Ist doch eins. Mich hat sie jedenfalls schon oft drüber gelassen. Und bestimmt auch ein paar von deinen Männern.“

Samuel glaubte dem kleinen Aufschneider kein Wort. „Pass in meiner Gegenwart besser auf dein loses Mundwerk auf, Rotzlöffel. Und jetzt verzieh dich, ich habe wirklich andere Sorgen als einen zu lauten Hammer.“

Talor plusterte sich erobert auf. „So kannst du mit mir nicht reden! Im Gegensatz zu Isabella bin ICH in der Zunft! Vergiss nicht, wir Handwerker sind die angesehensten Bürger von Geldern!“

Talor hatte nicht ganz Unrecht. Selbst jetzt, wo die Zunft nicht mehr unter dem Schutz des Tempels und des Erzmagiers stand, waren die Zunftmeister noch immer hoch angesehen. Nur war Talor keiner von ihnen. Das schien er öfter mal zu vergessen. Wäre Samuel sein Lehrmeister gewesen, er hätte die Rotznase längst übers Knie gelegt und ihm eingebläut, sich nicht wie ein vollwertiger Handwerksmeister aufzuführen, wo er doch gar keiner war. Nun aber jagte er ihm bloß mit einigen wütenden Worten Angst ein und scheuchte ihn so davon. Wie üblich steckte nicht viel hinter Talors großer Klappe. Am Ende spurte er doch vor den Orks und ihren Söldnern.

„Das sind die neuen Spitzhacken?“ Ivan nahm eines der Werkzeuge vom Karren und hielt es mit kritischem Blick vors Gesicht.

„Drei Stück, so hat Dawson es notiert. Dazu zwei frische Sklaven“ – Ivan wies auf die beiden zerlumpten Gestalten, die den Karren gleich durch den Wald zur Goldmine ziehen würden – „hier ist der Proviant...“ – er lüftete die Decke auf dem Karren leicht, sodass die zwei Körbe mit Brot, die Kiste voller Bier und einige der Äpfel zum Vorschein kamen – „es ist alles da, was da sein sollte.“

„Die bricht beim ersten Schlag gegen den Felsen ab“, behauptete Ivan verächtlich und warf die Spitzhacke auf den Wagen zurück. Er nahm eine andere zur Hand. „Die hier taugt auch nichts. Die verschleifen wieder viel zu schnell. Von wem lässt du den Ramsch schmieden?“

Wollte Ivan ernsthaft so tun, als wüsste er das nicht? „Von Isabella.“

„Vielleicht solltest du zur Abwechslung mal einen richtigen Schmied beauftragen. Du weißt schon, einen, der keine Frau ist und den Hammer wenigstens heben kann.“

Samuels Brauen zogen sich unwillig zusammen. „Oder einen, der in der Zunft ist?“, fragte er. Der lauernde Argwohn in seiner Stimme schien Ivan zu entgehen. Oder es kümmerte den Chef der Nordmine schlichtweg nicht.

„Keine schlechte Idee. Da könntest du wenigstens sicher sein, dass er eine anständige Ausbildung genossen und eine Meisterprüfung abgelegt hat.“

Verärgert stapfte Samuel zu Ivan hinüber, stieß ihn grob beiseite und nahm eine der Spitzhacken zur Hand. „Sieht völlig in Ordnung aus“, urteilte er nach einem kurzen Blick.

„Pah, was verstehst du denn von Spitzhacken?“

„Ich verstehe genug von Metall. Die Zunft behauptet immer wieder, Isabella würde uns minderwertige Waffen verkaufen. Nichts als dummes Gewäsch. Unsere Waffen sind einwandfrei. Warum sollte es bei den Spitzhacken, die sie schmiedet, anders sein?“

„Weil ich's dir sage.“

„Und wer hat's dir gesagt?“

„Was meinst du damit?“

Samuel ließ die Spitzhacke auf den Karren zurückfallen und wandte sich herum, sodass er Ivan ins Gesicht sehen konnte. „Dumme Frage, du hast Recht.“ So plötzlich, dass Ivan nicht reagieren konnte, griff er nach der Hand seines Untergebenen und riss sie in die Höhe. „Nächstes Mal, wenn du dich schmieren lässt, trag deine Bezahlung nicht in meiner Gegenwart“, knurrte er und blickte auf den goldenen Ring mit dem eingelassenen Rubin, der an Ivans Finger blitzte.

Der andere Söldner zuckte mit keiner Wimper. Lediglich mit den Schultern. „Hat Vikko mir halt einen Ring gemacht, na und?“

„Ich werde ein ernstes Wörtchen mit diesem schmierigen Goldschmied wechseln müssen. Er soll nicht noch mal versuchen, meine Männer zu

bestechen. Und was dich angeht“ – er ließ Ivans Hand los und setzte ihm eine Finger auf die Brust – „du bewegst dich auf dünnem Eis, Freundchen. Wenn dir dein Sold zu niedrig ist, kannst du dich gerne nach einem anderen Arbeitgeber umsehen. Aber ich mag es nicht, wenn meine eigenen Männer versuchen, mich zu verarschen. Also wehe, du lässt dich noch mal von diesen Fatzken von der Zunft einspannen.“

Ivan würdigte ihn keiner Antwort, sondern drehte sich wortlos um und gab den Sklaven das Kommando zum Abmarsch. Samuel hatte den Mistkerl nicht umsonst in die Mine weit im Norden versetzt. Er traute ihm kein Stück. Etwas sagte ihm, dass Ivan noch Ärger machen würde.

Was ihn aber im Moment viel mehr ärgerte, war diese vermaledeite Zunft. Es verging kein Tag, ohne dass er sich mit denen und ihrer privaten Fehde mit Isabella herumschlagen musste. Er hatte nicht übel Lust, einfach sämtliche Zunftmeister zu den Rebellen zu hängen, die sie kürzlich hochgenommen hatten.

Er seufzte. Wenn doch nur jemand auftauchen würde, der diesen albernen Zunftstreitigkeiten ein Ende setzte. Aber da konnte er lange warten.

Auf verlorenem Posten

Von HerrFenrisWolf

Meister Tondal musste sich setzen. Sein Herz hämmerte in seiner Brust, als versuchte es derselben zu entkommen. Für einen kurzen Moment wurde dem Meister schwarz vor Augen, jedes Geräusch klang gedämpft. Dreimal atmete er tief ein und aus, bis sich seine Wahrnehmung normalisierte. Er sah sich im Raum um, nur noch zwei andere Magier waren bei ihm. Der graue, alte Juro machte trotz dieser Katastrophe das selbe stoische Gesicht wie immer. Allein seine verschmutzte Kutte deutete darauf hin, dass heute etwas anders war. Neben dem Alten, der an der kalten Mauer lehnte und lauschte, schritt Almer unruhig auf und ab. Unstet wanderte sein Blick durch den Raum. Sein Haar war verfilzt und er hatte Abschürfungen im Gesicht. Tondal empfand Bedauern bei Almers Anblick. Dieser Bursche war vor gerade einmal zwei Jahren vom Novizen zum Magier geweiht worden. Tondal und Juro hatten ihre Zeit gehabt, das meiste ihres Lebens hinter sich, aber Almer war ein vielversprechender Schüler gewesen. Er hätte ein großartiger Meister werden können.

Tondal musste ein wenig schmunzeln, als er an Almer als Novizen dachte. Mehr als einmal hatte er unter Juros strenger Knute die Statue des Großmeisters putzen müssen. Im Kloster in Nordmar hatte Tondal zu seiner Zeit oft die gesamte Bibliothek fegen müssen. Die Statue des Großmeisters sauber zu halten, war dagegen geradezu ein Spaziergang. Andere Magier oder gar Novizen gab es hier nicht mehr. Sie waren

ohnehin nie viele in dieser Festung gewesen, die schließlich Sitz der Krieger, nicht der Magier war. Und der Meister hatte persönlich dafür gesorgt, dass viele der wertvollsten Besitztümer aus der Festung gebracht worden waren, bevor es zu spät war. Zu diesen wertvollen Dingen hatte er auch die wenigen Novizen gezählt, die den Magiern der Festung früher zur Hand gegangen waren. Sonst würde zu viel zusammen mit der Festung verloren gehen.

Außerhalb des Raums wurde der Lärm der Gefechte geradezu ohrenbetäubend. Schrille Todesschreie wechselten sich mit dem Klirren von Stahl ab.

Wie von der Blutfliege gestochen, sprang Almer nach einem besonders gequälten Schrei auf: „Da draußen sterben unsere Brüder! Und was tun wir? Wir verstecken uns hier oben!“

Betont langsam hob Juro seine Hände und spreizte seine dünnen Finger, während er mit zittriger Stimme antwortete: „Wir sind ausgedörrt, Junge. Jedes bisschen magische Kraft, das wir hatten, haben wir verbraucht. Im Nahkampf sind wir nutzlos. Wie viele von den Kriegern noch immer da draußen sein mögen, so können wir ihnen nicht helfen.“

„Und was dann? Diese Gottlosen zerstören die Tempel, schänden Heiligtümer und verbrennen unsere Schriften! Jetzt sind sie hier und töten unsere Brüder! Sollen wir jetzt seelenruhig darauf warten, dass sie auch hier hinein kommen und uns töten?! Ich bin nicht bereit, mich meinem Schicksal kampflös zu ergeben!“

Als Almer das sagte, schossen ihm Tränen der Verzweiflung in die Augen. Doch seine Worte wurden von einem unheimlichen Grollen übertönt. Durch eines der Fenster des Raums konnten sie sehen, wie ein Turm der Festung brennend in sich zusammenfiel. Funkenwirbel stoben ins Rot der untergehenden Sonne.

Während Tondal sich durch den Bart strich, versuchte Juro den jungen Magier zu beruhigen: „Du bist ein guter Junge, aber noch nicht annähernd so lang ein Magier wie der Meister und ich. Unsere Kräfte erholen sich langsam, während wir hier ausharren. Du hattest nie die Zeit, dies zu erlernen.“

„Dann bin ich noch nutzloser, als ich dachte.“ Juros Worte erreichten das Gegenteil des Beabsichtigten.

Da griff Tondal in seine Robe und zog einen großen Manatrank hervor. Er überreichte das kunstfertige Gefäß mit seinem trüb-blauen Inhalt Almer und sprach: „Trink. Ich hatte gehofft, dich noch irgendwie retten zu können. Aber wenn du an der Seite zweier alter Männer sterben willst, ehrt uns das.“

Gierig schüttete Almer den Trank in seine Kehle. Tondal sah ein, dass sich alle drei in ihr Schicksal würden ergeben müssen. Stück für Stück hatten sie die Festung verloren, Gang für Gang waren die Invasoren vorgedrungen. Winkel für Winkel, Tor für Tor waren Ordensbrüder gefallen, bis sie drei endlich zum höchsten Punkt der Festung geflohen waren. Bald würden die gnadenlosen Eroberer auch an ihrer Tür klopfen, dann käme es zum letzten Gefecht.

Minuten vergingen wie Stunden. Es wurde immer ruhiger auf den Gängen, bis sich schließlich schwere Schritte der Tür näherten. Unverständliche Befehle wurden gebrüllt. Dann begann ein schweres Hämmern gegen das Portal.

Juro stellte sich der Tür gegenüber und hob seine Hände zu einer gebieterischen Geste. Zarte Fäden kühler blauer Energie woben sich von der Rune in seiner Rechten hinab in den Boden des Raums. Steinplatten begannen sich aus dem Boden zu lösen und eine menschenähnliche, aber viel grobschlächtere Gestalt zu formen. Der Magier schien dem steinernen Diener ein ähnlich strenges Gesicht wie sein eigenes zu verleihen. Stein knirschte über Stein und wortlos gehorchte der eben beschworene Golem den Gedanken seines Herrn.

Noch bevor die Holztür aus der Angel riss, warf sich der Golem gegen sie, um eine letzte Barriere zwischen den Magiern und Angreifern zu schaffen. Doch ihre Angriffe ließen nicht nach. Auf der anderen Seite der Tür erschien ein gleißendes, helles Licht, das sich blitzartig in die Kammer ergoss. Wie von einem Donnerschlag getroffen, zerbrach der steinerne Krieger, der sie eben noch beschützt hatte.

Dann betrat eine unheimliche Gestalt den Raum. Vor den Magiern stand

nun ein Schlächter in stählerner Rüstung. Der Stahl seines Panzers war dreckig und über und über mit Blut besudelt, sodass das Wappen auf seiner Brust gänzlich unkenntlich war. Er stank und die Geräusche, die er von sich gab, waren geradezu animalisch. Was zu seiner restlichen Erscheinung passte; dieser Krieger hatte nur wenig Menschenähnliches an sich. Er war ein stählernes Ungetüm, eine Kreatur.

Mit beiden Händen umfasste er einen gewaltigen Zweihänder und schritt langsam auf die von der Druckwelle umgeworfenen Magier zu. Als erster gelang es dem alten Juro, sich aufzurichten. Seine Beschwörung hatte ihn jedoch sichtlich erschöpft. Das Ungetüm ignorierte den Alten, es schien zu wissen, dass von ihm keine Bedrohung mehr ausging. Es schritt zielstrebig auf den jüngsten der Magier zu, der es angsterfüllt anstarrte. Auch Meister Tondal kam wieder auf die Beine und stützte sich an der Wand ab. In seinem Geist suchte er nach einem Zauber, der dieser Situation angemessen wäre. Seinem wahrscheinlich letzten Zauber. Tondal war jünger als Juro und wesentlich erfahrener als Almer. Er befand sich auf dem Zenit seiner Macht, darum hatten sich seine Kräfte auch von allen am besten erholt.

Schließlich kam dem Meister ein besonders mächtiger Zauber in den Sinn, er betete zu seinem Herrn, dass ihm die Zeit bliebe, ihn zu wirken. Der Schlächter kam vor Almer zu stehen und holte mit seinem Zweihänder aus. Plötzlich stürzte sich Juro von hinten auf den stählernen Krieger. In irgendeiner Ecke des Raums hatte der Alte einen Besen gefunden, mit dem er jetzt auf den Kopf der Gestalt einschlug. Eher belustigt als bedroht ließ das Ungetüm von Almer ab und wischte mit einem Hieb seiner Waffe den alten Magier beiseite.

Juro sackte an Ort und Stelle tot in sich zusammen. Almer schrie vor Wut und schleuderte einen magischen Blitz gegen den Schlächter, dessen Rüstung kurz aufglühte. Tondal war stolz auf seinen einstigen Schüler. Diesen Zauber hatte er ihm einst beigebracht.

Ein hoher Schrei entfuhr der Kreatur, dann fasste sie sich wieder und stieß mit ihrem Schwert wie mit einem Speer nach Almer. Der Junge wurde von der mächtigen Waffe förmlich gegen die Wand genagelt, doch

er lebte.

Langsam näherte sich der Schlächter seinem Opfer. Als er vor Almer stand, riss er sich den Helm vom Kopf und offenbarte das Gesicht eines Mannes mittleren Alters. Seine edlen Züge waren schmerzverzerrt, seine Haut krebsrot, als hätte ihm jemand kochendes Wasser ins Gesicht geschüttet.

Der Mann hob seine linke Hand in die Höhe. Licht floss aus der Rune darin auf seinen Körper und augenblicklich heilte seine versengte Haut. Mit der anderen Hand zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und presste ihn dem Magier an die Kehle.

„Im Namen Innos, stirb, du verfluchter Häretiker!“, spuckte er Almer entgegen, dann schnitt er ihm die Kehle durch.

Schließlich wandte sich der Paladin Tondal zu. Der Meister hatte sich die ganze Zeit über nicht bewegt und schien dem Streiter Innos' keine Gefahr zu sein. Er würde kurzen Prozess mit dem letzten Magier machen. Ein weiteres Mal hob er den Dolch in die Höhe und sprach: „Frevler und Ketzer, dieser Ort wird euer aller Grab!“ Sanft berührte Tondal mit seiner Hand das Gesicht des Paladins und erwiderte: „So auch eures.“

Plötzlich versank das gesamte Schlachtfeld in einer unheimlichen Stille. Nichts regte sich mehr und es schien, als würde ein kühler Hauch durch die schwer beschädigte Festung ziehen. Das Leben wich aus den steinernen Mauern und das letzte Geräusch das noch zu hören war, glich dem Schlagen einer gewaltigen Schwinge.

Nachtschatten

Von HerrFenrisWolf

Beliar hatte seinen kühlenden Mantel der Nacht über Ishtar ausgebreitet. Die Sonne, Innos' sengender Fluch über Varant, war erst vor einer Stunde untergegangen. In den meisten Häusern brannten noch Kerzen und Feuerschalen, die ihr Licht auf die Straße warfen.

Auch am Rande des Lustgartens der Festung loderten noch Flammen aus einer Schale. Gedankenabwesend griff der Kalif in ein Gefäß, welches eine seiner Sklavinnen an ihre Brust hielt, dann warf er etwas von dessen Inhalt in die Flammen. Die aromatischen Harze schmolzen in der Schale und ein anregender Duft entfaltete sich im Garten. Zuben berauschte sich an den vielfältigen Gerüchen, während er ruhig durch seine Nase atmete.

Eine unwillkürliche Bewegung in einem der Schatten brachte seine Leibwächter dazu, augenblicklich ihre Schwerter zu ziehen. Zwei der Krieger eilten an die Seite ihres Herrn, während zwei andere vorsichtig auf den Ort der Bewegung zuingen.

Ein Mann in einem beigen, mit Ornamenten bestickten Mantel trat aus der Dunkelheit. Obwohl derlei Kleidungsstücke in Varant verbreitet waren, erkannte der Kalif sofort, wen er vor sich hatte. Als der Mantelträger auf die Feuerschale zutrat, erkannten auch die Wachen sein Gesicht und entspannten sich.

Zuben winkte ab: „Lasst uns allein!“ Die Krieger nickten ihrem Meister zu, dann verließen sie den Garten in Richtung Palast. Sie wussten, ihr Herr war in der Anwesenheit dieses Mannes sicher, vielleicht sogar

sicherer als in der Nähe seiner eigenen Wachen. Ohnehin gab es nur diesen einen, der sich so an sie anschleichen konnte. Selbst als einfacher Mann verkleidet, war er ins Innere von Ishtar gelangt. Seiner Sklavin zugewandt sprach der Alte: „Geh! Lass mir ein Bad ein!“ Auch sie entfernte sich, wie ihr geheißen.

Der Neuankömmling verbeugte sich tief zum Gruße

„Jeder andere hätte sich umgezogen, ehe er es gewagt hätte, mir unter die Augen zu treten. Du aber willst mir deine Nachrichten nicht unnötig vorenthalten, ist es nicht so?“ Zuben lächelte das Lächeln gütiger alter Männer, die sich von den Sorgen der Jungen geschmeichelt fühlen: „Du weißt, ich bin ein geduldiger Mann. Aber es ehrt dich, so den Wünschen deines Kalifen zuvorzukommen. Nun, da ich nicht erst nach dir schicken muss, was hast du mir zu berichten?“

„Mein Herr, ich habe alle Städte Eures Reiches bereist und dieses und jenes erfahren.“

„Berichte, mein guter Freund! Die Orks haben Varant mittlerweile erreicht und ihre Ausgrabungen begonnen, wie mit uns ausgehandelt. Wie ergeht es ihnen dabei?“

„Sie leiden sehr unter der Hitze, treiben ihre Bemühungen aber dennoch mit großem Eifer voran. Ihre Grabungsstellen haben einen gewaltigen Hunger nach der Arbeitskraft frischer Sklaven, die sie im gleichen Maße verschleifen.“

„Und die gewitzteren unter den Händlern unseres Volkes halten sich gewiss stets in der Nähe dieser Grabungen. Machen sie gute Geschäfte?“

„In der Tat, viele der Kostbarkeiten, die die Orks freilegen, finden sich schließlich über Umwege auf den Märkten. Der Sklaven- und Artefakthandel blüht wie nie zuvor.“

„Dann werde ich einen entsprechenden Tribut der Städte an mich erwarten. Aber ich nehme nicht an, dass du mich wegen solcher Banalitäten aufsuchst. Hast du herausgefunden, was für Artefakte die Orks suchen?“ Diese Frage beschäftigte Zuben, seit sie ihn um die Erlaubnis ersucht hatten, in seinem Land zu graben.

„Nein, Meister. Die Orks wissen es offenbar selber nicht. Nur einer

scheint die Antwort wirklich zu kennen.“

Xardas. Zuben schätzte es nicht, wenn er mit unbekanntem Faktoren zu tun hatte.

„Doch ich bin auf verschiedene Gerüchte gestoßen. Die Wassermagier seien zu ihren Sippen zurückgekehrt, hieß es in Mora Sul.“

„Die Nomaden sollen sich jüngst seltsam verhalten. Sie scheinen ihre üblichen Wanderungen zu unterbrechen. Eine Rückkehr der Wassermagier wäre in der Tat eine Erklärung. Auf der anderen Seite könnte dies aber auch nur an der steigenden Jagd auf Sklaven liegen. Aber du würdest mir kein Gerücht zutragen, wenn du nicht ein Sandkorn Wahrheit darin vermuten würdest. Nicht wahr?“

„Natürlich würde ich den großen Kalifen nie mit bloßem Markttratsch belästigen. Aber da ist ein anderes Gerücht, das zu diesem passt. Ein paar Sklaven der Orks stammten aus Khorinis.“

Zuben nickte. „Derselben Provinz, in der sich die törichte Wassermagier einst selbst unter eine magische Barriere gesperrt haben. Die Barriere ist gefallen. Die Wassermagier sind also wieder frei. Hältst du es etwa für möglich, dass sie auf dem Rücken von Orkgaleeren zurückkamen, vielleicht als Sklaven?“

„Nein, das nicht.“ Sein Gegenüber schüttelte beflissentlich den Kopf: „Allerdings berichten die wenigen Sklaven, die aus der Hafenstadt selbst stammten, dass ein einzelnes Schiff der myrtanischen Flotte, unter der Führung von Paladinen, dort vor Anker lag. Und dass es überraschend wieder ablegte, kurz bevor die Orks die Stadt einnahmen. Ohne die Paladine.“

„Interessant, ganz gleich, ob die Wassermagier oder jemand anderes auf diesem Schiff segeln, interessant...“ Zubens Finger fuhr spielerisch durch seinen Bart, der Gedanke an dieses zweite Gerücht bereitete ihm Unbehagen. Mehr als der an das erste. „Und selbst wenn nicht mit diesem Schiff“, fuhr er dann fort, „wir müssen dennoch mit einer Rückkehr der Wassermagier rechnen. In der Barriere hatten sie viele Jahre Zeit, sich auszudenken, wie sie heimkehren könnten. Wer kann schon ahnen, welchen trickreichen Zauber sie ersonnen haben? Aber sag

mir, wo sind die Sklaven jetzt, die du in dieser Sache gesprochen hast?“ Der Blick des Mantelträgers blieb ausdruckslos. „Ich habe sie mit Gift zum Schweigen gebracht und Beliar überantwortet.“

„Gut.“ Der Kalif war äußerlich verhältnismäßig jung in Anbetracht seines hohen Alters, allein seine gerissenen, alles durchdringenden Augen gaben eine ungefähre Vorstellung, wie viele Jahre er schon hinter sich hatte.

Sein Besucher kniete sich auf den Boden und strich mit der Hand durch den Sand. „Die Wassermagier sind nicht wichtig. Die Nomaden allein sind keine Bedrohung. Lehnen sie sich auf, werden die Assassinen ihren Aufstand niederschlagen.“ Seine Hände hatten ein symbolisches Grab aus Sand geformt.

Zuben nickte bedächtig. „In der Tat. Die Wassermagier sind vorerst keine Bedrohung. Ich werde die weiteren Schritte der Nomaden beobachten lassen und abwarten. Du weißt, dein Kalif ist ein geduldiger Mann.“ Sein Gesprächspartner erhob sich wieder. „Ich werde nach Myrtana gehen. An die Küste.“

Ein Lächeln stahl sich auf die Lippen des alten Schwarzmagiers. „Und nicht bloß, um zu sehen, wie die Orks auf Vengard marschieren und meinem größten Feind ein Ende setzen. Gut, auch mich hat deine Erzählung über dieses Schiff neugierig gemacht.“ Er dachte an die Vision, die er vor einiger Zeit gehabt hatte. *Und der Mensch erschlug das Tier und es ging ein in Beliards Reich. Und dann... ein Schiff, das eine schwarze Insel verlässt, und eine Entscheidung, die getroffen werden wird.* „Wenn du an der Küste bist: Khabirs Mann dort dürfte bereits in Kap Dun eingetroffen sein.“

Ein letztes Mal verbeugte sich der Mantelträger, dann verließ er den Garten und verschwand erneut in der Dunkelheit. Zuben begann damit, sich mit Daumen und Zeigefinger seine Nasenwurzel zu massieren. Der Kalif hatte Kopfschmerzen, doch ob sie von dem Gerücht stammten, oder er nur zu viel vom Harz verbrannt hatte, wusste er selbst nicht zu sagen. Ein Bad und der Anblick seiner Sklavinnen würden schon für Abhilfe sorgen, denn seinen Auftrag wusste er in fähigen Händen.

Beweis der Tapferkeit

Von Jünger des Xardas

„Habe ich dir schon den Saphir gezeigt, den Nahur mir geschenkt hat?“

„Ja, Meryam. Schon dreimal.“

„Schau, hast du jemals so einen großen Edelstein gesehen? Ist er nicht wunderschön? Aber seine Schönheit...“

„... verblasst vor deiner, das hat Nahur gesagt. Hast du mir schon erzählt. Dreimal.“

„Schau doch, wie er in der Sonne funkelt. Bestimmt hat der Händler, den Nahur überfallen hat, ein Vermögen dafür gezahlt.“

Ankyor verzog das Gesicht. Wann würde sie denn endlich Ruhe geben?

Er zeichnete mit dem Finger Linien in den Sand, während sich die beiden Frauen neben ihm unterhielten. Sofern man das denn eine Unterhaltung nennen konnte. So gut es eben ging, versuchte er, wegzuhören.

„Ah, Sulamith, da bist du ja!“

Bei der Nennung dieses Namens schoss Ankyors Blick sofort in die Höhe. Ja, da kam sie! Einen Krug auf dem Kopf, den sie mit einer schlanken Hand abstützte. Ihr Haar zitterte leicht in dem sanften Wind, der von den Dünen herabblies; diese wundervollen dunklen Locken, die er so gerne nur einmal zwischen seinen Fingern spüren würde. Und in ihrer Mitte das schönste Gesicht, das er kannte. Wie immer blickte Sulamith freundlich und lächelte sanft. Und wie immer konnte er nicht anders, als bei diesem Anblick ebenfalls zu lächeln. „Ich bringe Wasser.“

„Gut. Komm, lass uns gehen. Du wolltest mir beim Melken helfen.“

Meryams offensichtlich erleichterte Gesprächspartnerin nahm Sulamith am Arm und begann, sie mit sich zu ziehen. „Deine Schwester hat mir gerade wieder von ihrem Lieblingsthema erzählt.“

„Oh.“ Die Traurigkeit, die in Sulamiths Blick trat, versetzte Ankyor einen Stich. Sie galt nicht ihm, das wusste er. Als sie ihr Gesicht abwandte und dabei in seine Richtung drehte, schaute er aber rasch wieder zu Boden, zu seinen Linien.

„Du könntest dich ruhig ein bisschen für mich freuen!“, hörte er Meryam keifen.

„Das tue ich. Wirklich, Meryam, ich freue mich sehr, dass...“

„Spar dir die Heuchelei! Ich weiß genau, dass du mir mein Glück nicht gönnst!“

Ankyor wurde wütend. Wut war ein Gefühl, das er in letzter Zeit öfter verspürte. Hilflose Wut. Gerne wäre er hinüber gegangen und hätte Meryam zurechtgewiesen, dass sie so mit Sulamith nicht reden durfte. Aber wie hätte das ausgesehen?

„Ah, finde ich euch beide auf einmal. Gut.“ Ankyor blickte wieder auf. Diese Stimme gehörte Ayitos. Was tat er hier? Auch Meryam und Sulamith und ihre Freundin schauten den Hinzugetretenen überrascht an.

„Vater.“ Sulamith senkte respektvoll das Haupt. „Was können wir für dich tun?“

„Ihr könnt für mich beten. Für mich und die anderen, die mit unserem Scheich gehen werden.“

Sulamith schlug die Hände vorm Mund zusammen. Auch Meryam wirkte verunsichert. „Gehen? Wohin, Vater?“, fragte sie.

„Nach Braga. Heute Nacht.“

Ankyor horchte auf. Nach Braga? Wieso wusste er davon nichts?

„Ihr werdet die Stadt angreifen?“, fragte Meryam. „Aber ich dachte, wir brechen das Lager ab und ziehen weiter.“

„Das tun wir auch. Aber wir tun das, weil die Sippe hier ab morgen nicht mehr sicher sein wird. Wir werden die Stadt nicht angreifen, aber wir

werden in das Haus ihres Anführers eindringen. Wir werden sein Gold rauben und seine Sklaven befreien. Und wir werden Tufail im Schlaf töten, wenn wir können. Dein Verlobter wird auch mit uns kommen, Meryam.“

Ankyor sprang auf und rannte los. Erst nach einigen Schritten kam ihm in den Sinn, dass das vielleicht seltsam wirken oder offenbaren könnte, dass er gelauscht hatte. Aber da war es schon zu spät. Der Gedanke brachte ihn kurz ins Stolpern, als sein Fuß gegen einen kleinen Stein stieß, aber er fing sich sofort und rannte weiter.

Keuchend platzte er in das Zelt seines Vaters.

Asaru blickte auf. Die anderen Männer, die mit ihm im Kreis saßen, taten es ihm gleich. Ankyor stockte, als der strenge Blick seines Vaters sich auf ihn richtete. „Was hat das zu bedeuten?“, fragte der Scheich.

„Äh... Ich...“ Erst jetzt, nach einigen Augenblicken, wurde Ankyor so recht klar, wo er sich befand und wem er gegenüber stand. Rasch neigte er das Haupt. „Verzeih, Vater. Ich habe gehört, es wird einen Überfall auf Braga geben.“

„Das ist richtig. Und?“

„Ich...“ Er schluckte, räusperte sich, schluckte noch einmal. „Warum hat mir keiner etwas davon gesagt?“, platzte es dann aus ihm heraus.

„Weil es keinen Grund dazu gab“, antwortete der Scheich. „Nun geh. Wir sind gerade dabei, unseren Plan zu besprechen.“

Er blickte sich um. Da saßen seine beiden ältesten Brüder. Da saß Marus. Und dort, Nahur. Ankyor biss sich auf die Lippen. „Kommen sie alle mit?“

„Ja. Deshalb sind sie hier.“

„Ich will auch mitkämpfen!“

„Junge, dein Tatendrang ehrt dich, aber begehe keine Torheit“, ließ Marus sich vernehmen.

Die Brauen seines Vaters zogen sich derweil zusammen. Ein Anflug von Ungeduld trat in sein Gesicht. „Hätte ich dich mitnehmen wollen, hätte ich dich rufen lassen. Wie deine Brüder.“

„Aber Vater, ich kann kämpfen! Genau wie sie!“

„Wir werden uns bei Nacht mitten in die Stadt des Feindes schleichen. Alles muss schnell gehen. Und wenn wir entdeckt werden, werden wir um unser Leben kämpfen müssen. Ich werde niemanden mitnehmen, der noch jung und unerfahren ist.“

„Aber...“

Die Ungeduld im Gesicht Asarus schien sich langsam in Zorn zu wandeln. „Willst du dich gegen die Entscheidung deines Scheichs stellen? Gegen die Entscheidung deines Vaters?“

„Ich... Nein... Aber...“ Ankyor senkte das Haupt. „Verzeih mir, Vater, ich war respektlos. Es ist nur...“ Sein Blick streifte abermals Nahur, der im Schneidersitz neben einem seiner Brüder saß. „Ich will mich beweisen. Ich will auch etwas für die Sippe tun.“

„Dann kümmere dich um die Herde. Wir werden morgen bei Tagesanbruch aufbrechen. Zu den Bergen. Nach unserem Überfall auf die Stadt wird die Sippe nicht mehr in dieser Oase so dicht bei Braga bleiben können. Du willst etwas tun? Dann hilf mit, auf die Tiere aufzupassen.“

„Aber...“

„Hinaus jetzt! Du hast uns lange genug belästigt. Widersprich mir besser kein weiteres Mal.“

Ankyor zitterte vor Wut, als er das Zelt verließ. Hilflös ballte er die Hände zu Fäusten, öffnete sie wieder, ballte sie wieder zusammen. Seine Brüder durften kämpfen, aber er, er war zu jung! Bei dem Überfall auf den Händler bei Ben Erai war er auch nicht dabei gewesen. Dort hatte Nahur diesen Saphir erbeutet, den er inzwischen Meryam zu ihrer Verlobung geschenkt hatte. Adanos wusste, was Nahur diesmal erbeuten oder mit welcher Heldentat er sich hervortun würde!

Er versuchte, sich selbst zu beruhigen. Es war egal, was Nahur aus Braga mitbrachte. Er würde wohl kaum auch noch um Sulamiths Hand anhalten. Zumindest nicht, solange er Meryam noch nicht geheiratet hatte...

Aber dennoch! Wieder ballte er die Fäuste zusammen. War es denn ein Wunder, dass Sulamith nur Augen für Nahur hatte, selbst nachdem er

Meryam auserkoren hatte? Im ersten Moment hatte Ankyor sich gefreut gehabt. Es war ein offenes Geheimnis in der Sippe, dass beide Töchter Ayitos' ein Auge auf Nahur geworfen hatten. Und eine Zeit lang hatten die Weiber beim Melken und Wasserholen über nichts anderes getratscht als darüber, wen Nahur wohl erwählen und wem er diesen Saphir schenken würde, den er erbeutet hatte. Nächtelang hatte Ankyor kaum schlafen können vor Sorge, seine Sulamith zu verlieren. Aber dass Nahur Meryam am Ende vorgezogen hatte – eine Entscheidung, die Ankyor, so froh er über sie war, niemals würde nachvollziehen können –, war nur kurz eine Erleichterung gewesen. So lange, bis er die Enttäuschung und den Schmerz in Sulamiths Gesicht gesehen hatte.

Wenn er nur auch ein großer Krieger und Jäger wie Nahur wäre! Wenn er auch Snapperhäute und erbeutete Schätze mitbringen könnte. Sulamith würde Nahur schon vergessen, erst recht jetzt, wo er sich ihrer Schwester zugewandt hatte. Aber so, wie sollte sie ihn so auch nur beachten?

Den Rest des Tages brütete er über seinen dunklen Gedanken. Er half mit, die Herde der Sippe zusammenzutreiben und für den Abmarsch bereit zu machen. Nach und nach wurden die Zelte rings um die Oase abgebaut. Kisten, Vasen und Fässer wurden gestapelt. Alles lief geschäftig hin und her. Er selbst erledigte seine Aufgaben mechanisch, ohne seinem eigenen Tun wirklich Beachtung zu schenken.

Dann brach die Nacht herein und Asaru und die von ihm ausgewählten Männer brachen zur nahen Stadt der Assassinen auf. Gespannte Erwartung, gemischt mit Furcht herrschte im ganzen Lager. Riordian, ihr Abu, der gerade erst nach so langen Jahren zu ihnen zurückgekehrt war, leitete ein Gebet. Ankyor aber konnte nur an Sulamith denken. An Nahur, an seinen Vater. Daran, dass er hier saß, in der sicheren Oase und nichts tun konnte, um zu zeigen, dass auch er kämpfen, dass auch er die Sippe verteidigen konnte.

Asaru und seine kleine Schar kehrten in der Stunde vor dem Morgengrauen zurück. Ihr Überfall war ein voller Erfolg gewesen. Zwar waren sie nur ins untere Stockwerk des Haupthauses eingedrungen und

hatten Tufail den Stadtherren dort nicht vorgefunden, aber sie hatten eine große Menge Gold geraubt und eine Sklavin befreit, eine Frau namens Aila. Die Männer und Frauen der Sippe feierten ihre Helden, aber Asaru unterband den Jubel und das Umarmen rasch, denn nun sei keine Zeit zu verlieren, sondern Eile geboten. Ankyor war ohnehin nicht nach feiern zumute gewesen und er hatte sich nur am Rande der Menge gehalten, die die heimkehrenden Krieger und die befreite Sklavin umringt hatte.

Hätte Vater ihn doch nur mitgenommen! Er hätte sich alleine ins obere Stockwerk geschlichen und den Herrn von Braga in seinem Bett erdolcht. So dachte er, während die Beni Asaru langsam gen Westen zogen und die ersten Strahlen der Sonne über die Berge des Ben Hasha krochen. Den dicken Ast, der ihm als Hirtenstab diente, hatte er über die Schulter gelegt, den Blick zu Boden gesenkt. Den Rindern, die neben ihm einhertrotteten, schenkte er kaum Beachtung. Seine Gedanken kreisten um Braga. Wenn man ihm doch nur eine Chance gegeben hätte. Er hätte allen gezeigt, was in ihm steckte. Er hätte Sulamith bewiesen, dass nicht nur Nahur ein furchtloser Kämpfer war. Natürlich hätte Vater ihm niemals erlaubt, die Treppe ins obere Stockwerk hinaufzusteigen, selbst wenn er ihn mitgenommen hätte. Er hätte zur Vorsicht gemahnt und den Rückzug befohlen. Aber dort hätte er ihn dann nicht mehr zurückhalten können. Er wäre einfach hinaufgestürmt und sein Erfolg hätte ihm am Ende Recht gegeben. Er hätte getan, was offenbar keiner der anderen, auch Nahur nicht, sich getraut hatte. Wie schwer konnte es schon sein, einen Mann im Schlaf zu töten? Aber vielleicht, schoss es ihm durch den Kopf, vielleicht hätte Tufail gar nicht geschlafen. Vielleicht hätte der Herr von Braga ihn erwartet, ein verschlagenes Grinsen im Gesicht. Waren nicht alle Assassinen verschlagen? Aber sei's drum! Er hätte ihn getötet, ob nun schlafend oder wachend! Wenn Vater ihm doch nur die Möglichkeit dazu gegeben hätte, er hätte Tufail im Kampf besiegt. Ankyor wusste nicht, wie der Herr von Braga aussah. Wahrscheinlich war er groß. „Hey!“ Ja, groß und stark. Schließlich machten die Assassinen nur die besten der ihren zu ihren Anführern. Bestimmt

überragte dieser Tufail all seine Wachen um mindestens einen Kopf. Und das verschlagene Lächeln, mit dem er Ankyor erwartet hätte, wäre es nicht mehr als das gewesen? Ja, grausam, nicht bloß verschlagen, so war sein Lächeln. Das Lächeln eines Mannes, der schon unzählige Nomaden getötet hatte. Und der es genossen hatte. „Ankyor!“ Und seine Augen... Bestimmt hatte er die flammenden Augen eines Dämons! Immerhin war er ein Assassine, ein Diener der Schwarzmagier, wer konnte sagen, mit welchen Kräften er sich eingelassen hatte? „Pass auf! Dort!“ Aber Ankyor hätte sich nicht einschüchtern lassen, wenn er diesem riesigen Dämon in Menschengestalt gegenübergestanden hätte. Er hätte ihm die Stirn geboten. Hätte gezeigt, wie ein Nomade zu kämpfen vermochte! „Hey, Ankyor, schau doch hin!“

Die Stimme eines der anderen Hirtenjungen, der auf der anderen Seite des Zuges einherging, schreckte ihn aus seinen Gedanken. Er blickte erst verwirrt über die Rücken der Tiere zu ihrem Urheber. Der aber deutete mit der Hand wild in die andere Richtung. Ankyor folgte mit den Augen dem Finger des anderen und da sah er es: Eines der Rinder war aus der Herde ausgesichert und riss nun mit den Zähnen an einer Wurzel, die einsam im Schatten einer verfallenen Mauer wuchs. Er hatte gar nicht bemerkt, dass sie bereits den Rand des Ruinenfelds erreicht hatten. Schnellen Schrittes ging er auf das Tier zu, um es zum Rest der Herde zurückzuführen. Da bewegte sich plötzlich etwas in einem Torbogen. Im nächsten Moment ertönte ein verzweifelter Schrei, als sich Zähne ins Bein der Kuh bohrten.

Ankyor stolperte zurück. Aber der Waran hatte ihn schon erblickt. Ein Glück für das Rind, das davonhumpelte, so schnell sein blutendes Bein es erlaubte. Kein Glück für ihn. Langsam und dabei bedrohlich zischend näherte sich die große Echse. Ankyor hob schützend seinen Ast vor die Brust und stellte erschrocken fest, dass seine Hände zitterten. Nun stand der Waran direkt vor ihm. Ein schneller Satz und das Ungetüm wäre bei ihm und würde die Zähne in ihn schlagen.

Ein Speer sauste von rechts an seinen Augen vorbei. Der Waran zischte wütend auf und schnellte zur Seite. Die Wucht dieser Bewegung entriss

den Speer, der in der Haut des Tieres steckengeblieben war, seinem Träger, der sofort einen Satz nach hinten machte. Aber schon war der Waran bei ihm. Ohne auf die Waffe, die noch immer aus seinem Rücken ragte, Rücksicht zu nehmen, stürzte er sich auf seinen Angreifer. Der jedoch hatte schon ein Schwert aus seiner Scheide gerissen. Die Klinge blitzte für einen Moment im Licht der Sonne auf. Blitzte, wie es Meryams Saphir getan hatte. Ankyor konnte selbst nicht sagen, warum er in diesem Moment an den Edelstein zurückdachte. Aber im nächsten Augenblick war es vorüber.

„Ist alles in Ordnung?“

Ankyor blickte von dem abgetrennten Kopf des Warans empor zu dem Mann, der nun vor ihn trat, dann hinab zu der Klinge in seiner Hand, die nun nicht mehr funkelte und auch keinem Saphir mehr glich, sondern rot war wie ein Rubin, dann wieder hinauf ins Gesicht seines Gegenübers.

„Äh, ja... Ja, alles in Ordnung...“

„Ein Glück. Hier bei den Ruinen musst du vorsichtig sein.“ Nahur wies mit dem Schwert auf die Mauern hinter ihnen. „Komm, sehen wir nach dem Rind.“

Die Wunde im Bein des Tiers war nicht tief. Es würde nicht daran sterben. Und mit Adanos' Hilfe würde es sogar den Rest des Marsches überstehen. Aber der Biss eines Warans barg noch andere Gefahren. Krankheiten. Und ihr Abu, der dem mit seinen Tränken hätte Abhilfe können, war nicht mehr bei ihnen. Das war Ankyor bei ihrem Aufbruch völlig entgangen, aber aus irgendeinem Grund war der Wassermagier zurückgeblieben und würde erst in einiger Zeit wieder zur Sippe stoßen. Und gerade jetzt musste eines der Tiere von einem Waran gebissen werden!

Scheich Asaru war nicht begeistert. Aber Ankyor konnte nur an eines denken, während sein Vater seiner Wut freien Lauf ließ: Hätte er nur einen Speer gehabt wie Nahur, statt solch eines wertlosen Stückes Holz, er hätte den Waran selbst erlegt, noch ehe er das Rind hätte anfallen können! Und er schwor sich eines: Er würde sich einen Speer beschaffen. Und er würde seinen Wert unter Beweis stellen. Sodass Vater ihn

mitnehmen würde, nein mitnehmen musste, wenn sie das nächste Mal gegen die Assassinen kämpften!

Zur tanzenden Fleischwanze

Von Jünger des Xardas

Mathilde versuchte sich zu erinnern, wie viele Brüder der Bräutigam wohl hatte. Drei von ihnen hatte die Braut schon durch. Inzwischen tanzte sie mit dem vierten, einem halbwüchsigen Bengel, der einen Kopf kleiner war als sie. Aber das junge Mädchen schien noch immer ausgelassen, ein breites Lächeln zierte das plumpe Gesichtchen, die Wangen waren leuchtend rot – wohl zu gleichen Teilen von der Anstrengung des Tanzens und von Federicos Wein – und die braunen Zöpfe flogen lustig durch die Luft. Der Kranz aus Margeriten, Veilchen und Kronstößeln auf dem Haupt der Glücklichen hatte schon mehr als ein Blütenblatt verloren und saß auch längst nicht mehr ganz gerade. Aber auch daran störte sie sich offenkundig nicht, während sie im Rhythmus der Laute, der Flöten und all der Holzschuhe tanzte, mit denen die umstehenden Bauern Mathildes Dielen malträtierten, mit ihrem neuen Schwager durch den Schankraum wirbelte.

Während sie rasch hinter der Theke entlanglief, hielt sie prüfend die Nase in die Luft. Ein kurzer Blick in den Ofen, dessen Türe sie mit in ihre Schürze gewickelter Hand aufriss und sofort wieder zuschlug, bestätigte ihren Eindruck. Die Brote waren noch nicht fertig. „Leg noch etwas Holz nach, Miklav!“ Ohne noch einen Blick zurückzuwerfen und zu schauen, ob ihr Sohn der Aufforderung nachkam, rauschte sie zu ihrem großen Kessel hinüber. Einmal die Kelle eingetunkt, kräftig gepustet und vorsichtig ein wenig von der dampfenden Suppe geschlürft. Ja,

beinahe... „Miklav, noch eine von den Karotten!“ Als sie das neben dem Herd liegende Messer ergriffen hatte und zur Theke zurückgekehrt war, lag das Gemüse schon auf ihrem Hackbrett. Mit ein paar schnellen Schnitten zerteilte sie es in dünne Scheiben, dann hielt sie das Brett über den Kessel und schob die Karottenstückchen mit einer fließenden Bewegung des Messers hinab in ihren Fischertopf, wo einige Muscheln an der blubbernden Oberfläche umherschwammen. Sie würde gleich noch einmal abschmecken müssen.

„Mathilde, kann ich dir helfen?“

„Orelie, Liebes, du bist auch gekommen!“ Mathilde umarmte ihre alte Freundin über die Theke hinweg.

„Natürlich, diese Hochzeit lasse ich mir doch nicht entgehen!“

„Hast du gesehen, wie glücklich die Braut ist?“ Mathilde nickte mit ihrem Kopf zu dem in der Mitte des Raumes tanzenden Mädchen hinüber, das mittlerweile einen kleinen Buben an der Hand führte und damit der Tradition, die verlangte, dass die Braut mit allen Brüdern ihres neuvermählten Mannes tanzte, bald Genüge getan haben musste. „Es weiß nur niemand, woran das liegt – an ihrem Bräutigam oder daran, dass sie jetzt von Farmons Hof wekommt.“

Orelie lachte und schlug ihr sanft gegen die Schulter. „Ach, geh, Mathilde, du bist unverbesserlich. Also, was ist jetzt, kann ich dir zur Hand gehen?“

„Die Suppe ist fertig“, urteilte sie, denn sie war schon wieder beim Abschmecken. „Sieh mal bitte nach den Broten für mich, die müssten auch gleich soweit sein. Miklav! Miklav, Junge, wo steckst du schon wieder?“

Ihr Sohn kam zwischen den Bauern hervorgehastet, drei leere Humpen in der Hand. „Ich soll Bier nachschenken.“

„Das kannst du gleich machen, jetzt hilfst du mir erst mal mit dem Kessel“, wies sie ihn an und zwickte ihn ins Ohr. „Dass du mir nächstes Mal gleich kommst, wenn ich dich rufe!“ Miklav machte einen abgehetzten Eindruck, wagte es aber nicht, sich zu widersetzen, sondern half ihr, den schweren Kessel vom Feuer zu hieven. Wie stets an solch

vollen Abenden war ihr Junge mal wieder gänzlich überfordert. Adanos, gib, dass mir noch genug Jahre bleiben, dass ich ihn richtig vorbereiten kann! dachte sie, während sie das Feuer löschte. „Was stehst du denn hier noch rum, Miklav? Na los, der Hasenbraten ist gleich ganz verkohlt.“ Wie von der Blutfliege gestochen hetzte der Junge los. Mühe gab er sich ja. Aber die tanzende Fleischwanze eines Tages mal zu übernehmen, dafür war er noch lange nicht bereit. All der Trubel, die Hektik, die vielen Aufgaben auf einmal, das war viel zu viel für ihn. Wenn ihr Ebert noch unter ihnen weilen würde... Ja, der hätte Miklav schon Beine gemacht!

Mathilde wischte sich die Hände an der Schürze und erlaubte sich einen Blick über den Schankraum. Mit den Blumengirlanden hatte Miklav gute Arbeit geleistet, das musste sie ihm lassen. Wie immer musste sie an ihre eigene Hochzeit zurückdenken. Wie viele Jahre war das mittlerweile doch her! Das war noch gewesen, bevor Lukkor mit seiner Reiterei über den Pass gekommen war, vor dem großen Krieg damals. Ob Miklav zu den ersten Markern gehören würde, die keine Invasion aus dem Süden mehr erleben würden? Für viele Jahre hatte sie es gehofft und auch tatsächlich geglaubt, dass jetzt, da der König die Wüste erobert hatte, alles anders würde. Miklav wusste doch gar nicht mehr, was es wirklich hieß, ein Mensch der Mark zu sein. Er hatte ohne die ständige Angst vor einem Überfall der Südländer, die ihnen ihr fruchtbares Land neideten, aufwachsen dürfen. Aber heute war sie sich nicht mehr so sicher, ob er diese Angst nicht doch noch kennenlernen würde. Vielleicht war dies, was der Herr Adanos nun einmal für sie beschlossen hatte und vielleicht würde sich das Leben in der Mark nie ändern.

Letzteres konnte sie gut glauben, während sie ihren Blick weiter durch den Raum schweifen ließ. Die gesamte Mark hatte sich versammelt, wie immer, wenn es etwas zu feiern gab, und sei es nur die Hochzeit einer Magd und eines Knechtes. Mittlerweile hatte die Braut ihre Schuldigkeit getan und die Gäste machten dem Namen ihrer Taverne alle Ehre. Zumindest dem ersten Teil des Namens. Sie wollte niemanden mit einer Fleischwanze vergleichen! Lustig tanzten die Bauern und Bäuerinnen

von den verschiedenen Höfen nun in einem großen Kreis, während noch immer andere mit ihren Füßen dazu den Takt angaben. Dass einer der Flötenspieler eine Pause eingelegt hatte und mit dem Gesicht geradezu in dem Schaumberg verschwand, der sich auf seinem Bierhumpen auftürmte, schien die Feiernden nicht zu stören. Dort sah sie zwei der Fischer vom Golf mit Mägden von Joshs Hof schäkern. Da entdeckte sie Orelies Mann Derec, der Federico fröhlich mit dessen Wein zuprostete. Auch einen seiner Knechte machte sie aus, diesen jungen Hitzkopf Ben, der sich wohl heftig mit einem der Durchreisenden stritt, die in ihrer Taverne logierten und bei dieser Feier natürlich so willkommen waren wie jeder andere.

„Mathilde, ich sehe, dein Fischertopf ist vom Feuer!“ Durch die Masse der lustig Feiernden drängte sich Tulio, einer von Farmons Knechten. Ihm folgte einer der Männer des Markgrafen, der noch in seinen grünen Waffenrock gekleidet war, aber seine Waffen wohl in der Burg zurückgelassen hatte. „Was sagst du, ist doch nur gerecht, dass ich die erste Schüssel kriege, immerhin hab ich die Fische selbst gefangen!“ Während Mathilde lachend eine ihrer Holzschüsseln aus dem Regal nahm und mit der Suppe füllte, führte der Soldat ein offenbar hitziges Gespräch fort. „Wenn ich’s dir doch sage! Erst gestern Nacht wieder. Ich hatte Wachdienst im Keller und da hab’ ich’s genau gehört. Gekratzt hat’s hinter der Wand! Gekratzt!“

Tulio lachte, während er die Schüssel entgegennahm. „Sind wahrscheinlich nur die Ratten, die ihr da immer in den Wänden hört. Hey“ – er beugte sich verschwörerisch zu seinem Gesprächspartner vor – „ich hab’ gehört, auf Khorinis, da soll’s Riesenratten geben, groß wie Wölfe sind die! Vielleicht sind ja mit dem letzten Schiff welche in Trelhaven gelandet und dann zu euch hoch.“

„Du musst es ja wissen“, gab der Soldat scherzend zurück und ließ sich ebenfalls eine Suppe in die Hand drücken. „Aber den Ratten geht’s da unten bei euch doch so gut, die würden da doch nie weg. Die hocken doch alle in eurem Stroh.“

„Ha! Lass das nicht den alten Farmon hören, der wird schnurstracks zum

Grafen marschieren und verkünden, er könne nur noch die halbe Pacht zahlen wegen der ganzen Ratten.“

„Gibt's was Neues von dem Geizhals?“, fragte Mathilde. Es war ihre längst feste Gewohnheit geworden, solche Fragen zu stellen. Die Taverne zur tanzenden Fleischwanze war das Herz der Mark. Hier traf sich alles. Sie war diejenige, der man alle Neuigkeiten zutrug, und sie war diejenige, von der man wiederum alle Neuigkeiten erfuhr.

„Frag seinen Buben.“

„Jennek ist auch hier?“

„Ja, keine Ahnung, wo, aber irgendwo hier steckt er. Tut mir leid.“ Tulio tippte sich zum Abschied an die Stirn. „Ich muss Jette finden“, erklärte er noch, während er wieder in der Menge verschwand. „Hat mir für heute einen Tanz versprochen“, war das letzte, was sie von ihm hörte.

„Tilde, wir haben kaum noch Brennholz“, meldete sich Orelie zu Wort, die von der Seite an sie herantrat.

„Miklav hätte doch rechtzeitig neues holen sollen. Wo steckt der Junge denn wieder? Miklav! Miklav!“ Ihr Sohn beeilte sich derart, ihrem Ruf zu folgen, dass er mitten über die Tanzfläche rannte und beinahe zwei tanzende Paare umgeworfen hätte. Mathilde kniff ihm ins Ohr. „Du sollst doch kommen, wenn ich nach dir rufe!“

„Hey, Mathilde, ein frisches Bier!“

„Und wo bleibt eigentlich deine Suppe?!“

„Na hörst du nicht?“, fragte sie und kniff ihren etwas überfordert dreinschauenden Jungen noch einmal ins Ohr. „Schenk die Suppe aus. Orelie, kannst du ein neues Fass anzapfen? Ich geh' frisches Holz holen.“ Den meisten Menschen wäre es wohl nicht leicht gefallen, sich durch den mittlerweile rappendvollen Schankraum zu kämpfen. Sogar von den Höfen beim Pass waren sie mittlerweile hergekommen, um mitzufeiern. Aber Mathilde arbeitete in der tanzenden Fleischwanze, seit sie sich damals mit ihrem Ebert verlobt hatte. Wenn sie eines gelernt hatte, dann sich mühelos zwischen Menschen hindurchzuschlängeln, notfalls auch mit sechs Humpen Bier in den Armen.

Draußen war es angenehm kühl, wie es nur die Nächte in der Westmark

waren. Als Ausgleich für die so heißen Tage, hatte ihr Ebert immer gesagt. Denn Adanos wachte über die Menschen der Mark und Adanos brachte stets und überall den Ausgleich. Erst wenn man nach draußen trat, merkte man wirklich, wie heiß es drinnen unter all den Leuten inzwischen war. Gerne hätte sie sich eine Verschnaufpause gegönnt. Es war ein schöner lauer Abend. Vor ihr erhoben sich, tiefschwarz, die Bäume des Waldes, über ihr gaben die Zweige und Blätter den Blick auf den ebenso schwarzen, aber sternenbedeckten Himmel frei. Grillen zirpten im Gras. Aber sie hatte keine Zeit, um all das zu genießen. Sie musste sich schließlich um ihre Gäste kümmern. Also flugs ums Haus herum gelaufen, dorthin wo das Feuerholz lag. Als sie um die Ecke bog, sah sie die Burg direkt auf der anderen Seite des Flusses vor sich aufragen. Auch sie war finster. Nur hie und da bewegten sich einige flackernde Lichter auf den Mauern. Die Soldaten Markgraf Herons, die dort mit Fackeln patrouillierten und sicher ihre Kameraden beneideten, die heute einen freien Abend hatten. Ruhig und friedlich lag Trelis da. Wie immer. Und mochten sich im Wald auch wilde Tiere rumtreiben, mochten von Norden auch die Orks nahen und mochten sich im Süden die Bewohner der Wüste auch wieder erhoben haben, im Schatten dieser Mauern konnte ein Markbewohner gar nicht anders, als sich sicher fühlen. So viele Generationen war Trelis schließlich ihr Bollwerk gegen alle Angriffe der Südländer gewesen, hatten die Markgrafen sie immer beschützt.

Als sie wieder eintrat, einen Stapel Holzscheite in den Armen, prasselte es sogleich auf all ihre Sinne ein, den Geschmackssinn vielleicht einmal ausgenommen. War es draußen schwarz gewesen, so empfingen sie nun wieder all die bunten Blumen, die von den Balken hingen, und die vielen Menschen, die sich in ihre besten Kleider geworfen hatten und nun tanzend vor ihren Augen umherwirbelten. Der Lärm, der draußen nur noch gedämpft zu vernehmen gewesen war, all das Gelächter und Gesänge und Geklatsche, das Gewirr von vielen dutzend Stimmen, die Musik, das Tanzen, drang wieder von allen Seiten auf sie ein und bildete dabei den schärfsten Kontrast zu den sanften Tönen der Grillen. Heiß, ja

sogar stickig war es sofort wieder, vorbei die milde Kühle von draußen. Vor allem aber: Sie roch das Brot.

„Rasch, Miklav, die Brote! Nun trödel doch nicht rum, die verbrennen ja gleich!“ Ihr Sohn hastete an ihr vorbei zum Ofen. Sie hielt ihn nur ganz kurz an, um ihn einmal für seine Unachtsamkeit ins Ohr zu zwicken – eine akrobatische Meisterleistung mit all dem Holz in ihren Armen –, dann schalt sie ihn wieder, dass er nicht endlich die Brote aus dem Ofen holte. Zum Glück sagte ihr der frische angenehme Duft, der sich kurz darauf im ganzen Raum verbreitete, dass es noch nicht zu spät war.

„Ach, Jennek!“, begrüßte sie freudig Farmons Sohn, als sie das Holz aus den Händen gelegt und sich wieder dem Raum zugewandt hatte, wo dieser sich gerade vor ihr aus der Menge geschält hatte. „Wie geht es dir?“

„Ganz gut.“ Der junge Bursche nippte an einem Wein und machte ein Gesicht, das zu seinen Worten nicht recht passen wollte.

„Der Alte schindet euch wohl mal wieder ganz schön, was?“, fragte sie mitfühlend. Die Schwielen an Jenneks Händen waren nicht zu übersehen.

„Haben ja zwei Hände weniger, die auf dem Feld aushelfen, da müssen wir natürlich alle doppelt so hart anpacken“, gab er mit finsterer Miene wieder, was zweifellos Farmons Worte waren.

„Doppelte Arbeit und bestimmt schon wieder halber Lohn, so kennen wir deinen alten Herrn“, lachte sie, was Jennek aber offenbar nicht aufmunterte. „Aber wie geht’s der Mama?“

Die Miene des jungen Bauern verfinsterte sich noch mehr. „Nicht gut. Sie kann nicht mehr arbeiten. Ist nur noch bettlägerig.“

Mathilde wischte sich die Hände an der Schürze ab, dann drückte sie den Jungen kurz an sich. „Bloß nicht verzagen! Deine Mutter ist zäh. Das wird schon wieder. Mein Ebert hat immer gesagt...“

Jennek schien sich im Augenblick nicht für die Worte Eberts – oder vielmehr Adanos’, denn ihr frommer Mann hätte sich nie erlaubt, die Leute mit seinen privaten Ratschlägen zu belästigen, und wenn sie ehrlich war, musste sie, so sehr sie ihren Mann geliebt hatte, gestehen,

dass ihm auch jeder Mutterwitz abgegangen war und ihm selber wohl nicht viel Gescheites eingefallen wäre – Jennek jedenfalls schien sich im Augenblick nicht für die Worte zu interessieren, die sie ihm mitgeben wollte. Stattdessen sprach er, wie halb zu sich: „Dieser Händler aus Geldern war neulich wieder da. Der seine Tranklieferungen nie aus den Augen lässt und immer persönlich in Trelhaven abgibt. Hat gemeint, noch wäre es nicht so ernst. Er könnte nächstes Mal einen Trank aus Geldern von einem der Alchemisten mitbringen. Aber Vater war geizig wie immer. Hat den Kerl auf den halben Preis runtergehandelt, aber das war ihm immer noch nicht billig genug. Jetzt sagt er, das wären eh alles Scharlatane und Quacksalber in Geldern. Hat eine der Mägde Heilpflanzen pflücken geschickt, meinte, das reicht völlig. Hat ihr natürlich die Zeit, die sie damit und nicht auf dem Feld verbringt, noch vom Lohn abgezogen.“

Mathilde wollte gerade etwas erwidern. Und gewiss keine Weisheiten Adanos', denn Frömmigkeit und Gottesfurcht hin oder her, man musste auch wissen, wann man den Herrn der Sanftmut und der Barmherzigkeit mal sanftmütig und barmherzig sein lassen und auf den Tisch hauen musste. Aber sie kam auch diesmal nicht dazu, Jennek zu sagen, was sie ihm gerne sagen wollte, denn mit einem Mal stürmte einer der Männer des Grafen hinein und schoss dabei so plötzlich und unerwartet durch die Tür, dass er dem Burgschmied Marcelo den Humpen aus der Hand schlug. Das Gesicht des Mannes war bleich und wild gestikuliert er mit den Armen und schrie dabei aus voller Kehle, aber dennoch dauerte es etwas, bis er sich Gehör verschaffen konnte. „Die Orks! Die Orks! In Geldern! Die Orks haben Geldern! Haben Geldern erobert! Die Orks!“, keuchte er.

Mit einem Male war es still. Niemand tanzte mehr. Keine Musik spielte mehr. Selbst Jennek schien für den Moment zu überrascht, um noch über dem Geiz seines Vaters zu brüten. Und was Mathilde anging, die bemerkte gar nicht, wie der Hase verkohlte, und vergaß völlig, Miklav anzufahren, dass er sich um den Braten kümmern müsse, oder ihn ins Ohr zu zwicken.

Die Orks.

Natürlich hatten sie gehört, dass diese von Beliar gesandten Bestien die Ebenen im Norden überrannt hatten. Silden hatten sie niedergebrannt, so wollte es zumindest das Gerücht. Aber die Ebenen, die waren weit weg. Und Myrtana war groß und mächtig und unbezwingbar. König Rhobar herrschte über die ganze bekannte Welt. Selbst die Wüstenbewohner hatten sie vor Jahren endlich bezwungen. Und für die Bewohner der Westmark gab es auf der Welt eigentlich nur einen Schrecken, und das waren die Varantener. Die Orks, hatte man sich gesagt, würden schon wieder in ihre karge Heimat zurückgedrängt werden. Dann waren sie eben plötzlich über den Pass gekommen, hatten jeden überrascht und die hilflosen Ebenen überrollt. Aber der König würde mit der ganzen Macht seines Heeres, das alle Reiche der Menschen unterworfen hatte, antworten. In den vergangenen Wochen und Monaten waren immer wieder Soldaten und Paladine durch Trelis und nach Geldern gezogen. Stets hatten sie ihnen zugejubelt. Und nun...

Geldern war gefallen. Sie konnte es noch immer kaum glauben. Aber sie wusste, was das hieß: Bald schon würde Trelis wieder belagert werden, wie so oft in seiner Geschichte. Doch diesmal würden die Angreifer nicht von Süden, sondern aus dem Norden kommen.

Es sah so aus, als würde Miklav doch noch erfahren, was es hieß, zu bangen und zu fürchten.